Erich Scheurmann

Die Lichtbringer



Die Lichtbringer

Die Geschichte vom Niedergang eines Naturvolkes

Leben und Dichtung
in neunzehn Bildern

von

Erich Scheurmann

4.—6. Tausend 1936

Ludendorffs Verlag G. m. b. H. München 19

Printed in Germany.
Ludendorffs Verlag G. m. b. H., München.

Druck der Buchdruckerei Eugen Göbel, Tübingen.

Inhaltsverzeichnis



Der Anfang

Im Beginn des Seins ist Leai, das Nichts. Es gibt nichts Festes und Greifbares, nichts Lebendes und Totes, weder Dunkel noch Helligkeit. Das All ist leer, ist ohne Wirklichkeit. Kein Meer ist da, kein Riff, nicht die aufschäumende Brandung, nicht die smaragdfarbenen Wipfel des Urwaldes. Auch der Mensch fehlt, der Insulaner mit den nachtdunklen Augen und der Haut von der Farbe und Glätte der jungen Kastanien. Das Nichts erfüllt den Raum.

Doch alles liegt in diesem umfänglichen Nichts beschlossen. Urplötzlich beginnt es zu gären, zu drängen, um Gestaltung zu ringen. Der Schöpfungtrieb zeichnet seine erste Spur: Das All erfüllt sich mit wohligem Ruch. Der dichtet sich zu Dunst, und bald flutet mächtiger Rauch durch die zeitlosen Räume. Dieser drängt nach Form und Gestaltung, und also wird Ao, die erste Wolke, mit ihr zugleich Eleele, das Feste im Raume. Und Wolken und Festes mehren sich; alles Unfeste drängt zu Werdendem.

Die Wolken teilen sich. Und Tagaloa, der Urgott, erscheint, der Unermeßliche, der aus den Ewigkeiten Stammende. Er schwebt durch das All und sein ist die Macht und die Kraft, zu schaffen und zu formen. Und der Kraftüberragende greift aus und gestaltet Masina, das bleiche Licht, den Mond, und La, das strahlende Licht, die Sonne, Sami, das aufwogende Meer, und Vai, das stillfließende, liebliche Süßwasser.

Danach, einen Augenblick, schwankt die junge Schöpfung und droht in das Urnichts zurückzusinken. Die Wasser steigen, Sonne und Mond fliehen zum Himmel, die Felsen werden von den Fluten verschlungen. Da offenbart sich ein starkes Element: das Feuer. Mit Urkraft wirft es sich den Wassern entgegen. Das Meer schreit auf, daß die Himmelsweiten dröhnen; es flüchtet, zerplatzt, will zergehen, in seinem Herzen getroffen. Es brüllt auf zum Himmel und bricht nieder, in den Urtiefen zu versinken. Es wirft dem Feuerelement kochende Berge entgegen. Sie zersplittern zu Staub. Es verbirgt sich hinter einem Schleier mächtig aufschwadender Dünste. Ein gigantisches Ringen, und endlich, des Kampfes Ziel und Frucht, ein Verschmelzen zu neuem Leben. Junge, freundliche Eilande steigen aus den Fluten des Meeres auf: die Kinder des Wassers und des Feuers.

Sonne und Mond belächeln die wiedergeborene Erde, ihr Lächeln bleibt an den starren Felsen haften als wirkliches lebendiges Leben. Moose, Gräser und Flechten treiben auf und umkleiden das schwarze Gestein mit leuchtendem Grün bis in die tiefsten Spalten und Schlünde. Das Gekräut wächst auf, wird zu Farnen, Blumen, Stauden und Sträuchern. Und diese gestalten sich zu machtvollen Bäumen, die mit Laub und verzweigten Kronen zum Himmel emporstürmen, die Erde mit Schatten, mit Blüten und Früchten segnend. Das Gestein versinkt unter trunkenblühendem Leben.

Noch ist Tagaloas Werk nicht vollendet. Sein Schöpfungwille sucht. Und also spricht er zum Felsen: „Nun gib uns den Menschen." Da treten aus dem Steine Luao, ein Knabe, und Luavai, ein Mädchen, goldbraun von Haut, mit Augen gleich den schwarzen Felsen, und Gliedmaßen, formenstark wie die Kuppen des Berges. Tagaloa hebt sie empor in den Himmel und setzt sie ein als Urzeuger.

Und sie erzeugen die ersten Menschen, einen Knaben und dann ein Mädchen. Beide erscheinen nur als Leib, als Form. Und abermals gebietet Tagaloa dem Felsen: „Gib diesen Menschen, was sie zu Menschen macht!" Und dem Felsen entspringt der Geist Agaga, das Herz Loto, der Wille Finagalo und der Gedanke Masolo; sie gehen ein in den Menschen und erwecken sein inneres Leben. Und also wird der Mensch wissend, fühlend und wollend. Und er empfängt den deutungvollen Namen Fatumuaeleele, welcher beider Geschlechter Wesen in sich eint, Fatu der Same, dies ist der Mann, und Eleele die Erde, dies ist das Weib.

Luao und Luavai, die Ureltern, sind fruchtbar. Sie bevölkern die Erde mit Menschen und mit Tieren. Alle jene gottgeborenen Menschen, als Götter zur Erde herabkommend, zeugen die Urahnen der ersten großen Häuptlingsfamilien, der Adelsgeschlechter. Danach weichen sie in die Verborgenheit zurück, schlüpfen in Eule und Eidechse, in Hai und Tintenfisch, in die Schlange und in viele Tiere mehr, um aus diesem Hinterhalte ungestört ihre Nachkommen zu bewachen, sie zu strafen und zu peinigen, sie zu beglücken und zu stärken, je nachdem das eine oder andere Not ist.

Dies ist Tagaloas Wille, daß der Gottmensch, welcher also ist jeder Häuptling, herrsche und führe; aber noch fehlt ihm der Gegenstand dieser Bestimmung: das Volk, die Vielheit Mensch. Darum hat Tagaloa längst seinen Boten ausgeschickt, den Vogel Tuli, und ihm befohlen: „Trage die Fuetagata, das ist die Menschenschlingpflanze, zur Erde hinab." Der Vogel tut nach Geheiß, er fliegt zur Erde hinab und legt die verheißende Pflanze auf einen freien Felsen in die Sonne, auf daß sie zeuge. Und abermals sendet Tagaloa seinen Boten aus, daß er erkunde, ob Leben geworden ist. Der

Tuli kehrt mit der Kunde zurück: „Das Schlingkraut ist verrottet, der Fels ist mit Lebewesen bedeckt, doch sie können nicht sitzen, bewegen sich in der Sonne wie Würmer, sind fußlos und handlos, ohne Kopf und Gesicht und ohne Herz."

Da eilt Tagaloa, von Westen kommend, zur Erde nieder, daß er selbst den Menschen der Vielheit, das Volk, vollende. Er rafft alle die Würmer zu einem Ballen zusammen und schneidet ihn behutsam in gleichmäßige Streifen. Dann formt er die Glieder, den Kopf, das Gesicht, Hände und Füße. Und tut zum Schluß das Licht in die Leiber, schenkt ihnen Herz und Geist und macht sie zu Wesen, die fähig sind, ihn selber zu verehren.

Nur den großen Verstand und die lichten Gedanken enthält er ihnen vor. Sie gehören alleine den Gottmenschen, den Häuptlingen im besonderen; denn wo Menschen sind, bedarf es der Führung und höheren Erkenntnis, die eignet nur dem einzelnen. Und also gibt Tagaloa den Menschen zu ihrem Wohle zugleich die Stände.

Die Schöpfung ist vollendet, Tagaloa ist seines Werkes froh.

Also lautet die Schöpfungmythe im großen Meere.

In Übereinstimmung mit diesem Mythos steigen die Eilande, aus gewaltigen vulkanischen Kämpfen und Krämpfen geworden, auf einer untermeerischen Schwelle verankert, aus den unendlichen Wassern auf, als goldgrüne Kuppen, die sich gliedern und ketten, mit sattem Urwald überwuchert bis hoch hinauf zu den Gipfeln der Berge, bis dicht an den Rand der glutenden Kraterbecken; Eilande, überquellend in Fruchtbarkeit, palmenbestandene, grüne schwimmende Wundergärten, umblüht und umduftet, Traumgärten allerhöchster Schöpfungsinnigkeit.

Ein grenzenloses Meer trägt und umkost sie, gibt ihnen Kühle und Feuchte, die Sonne bettet sie ein und macht ihren Schoß quellend-fruchtbar, und der Himmel überdomt sie mit ewiger Bläue. Urharmonie der Elemente.

Alle Welten sind fern. Keine hat Anteil an dieser gesegneten Einheit. Noch hat kein Mensch der bleichen Haut dieses Heiligtum betreten. Noch ist Tagaloa alleine Herr der Inseln. Was ist, ist aus seiner Hand, ist rein und schön und ganz.

Ein Kranz friedlicher Siedlungen liegt auf jeder Insel, alle nahe der Küste. Saubere Dörfer mit schönen Hütten — auf Pfosten ruht ein hochgewölbtes Dach, der Boden sorgsam ausgelegt mit glattgewaschenen Kieseln — klargefügt alle, in wundersamer Einheit mit den schwingenden Palmen, den Brotfrucht- und Mangobäumen, die sie beschatten.

In ihnen leben die Menschen der Inseln, Urbilder einer gottebenbildlichen Rasse, goldbraune Leiber, wie aus der Sonne ge-

boren, breitschulterig, starkhüftig, rank und schlank in Bau und Entfaltung, in Gesundheit erstrahlend, Land- und Meermenschen zugleich. Sie leben auf den Weiten des Meeres. Sie beherrschen das große Wasser. Sie schwimmen von Insel zu Insel, tagelang, tauchen und greifen sich Nahrungbeute vom Grunde. Sie fahren in ihrem Einboot aufs brüllende Meer hinaus und verlachen den Sturmgott. Sie und das Meer sind eins.

Die Menschen der Inseln sind froh und heiter im Gemüt, sind kindlich in allem Begreifen, Sinnen und Denken, unschuldig, harmlos, sinnenfroh, dem Augenblick hingegeben, blumenhaft lebend. Sie sind eingeschlossen in die Schöpfunggemeinschaft alles Seienden.

Sie stehen jenseits der Zeit. Die Ruhe ist ihnen eingeboren. Doch ist ihr Dasein nicht Dämmerung, es ist hohe Erfülltheit. Sie leben in der Sonne und der paradiesischen Segnung ihres Landes in endelosem Erdenglück und verbringen ihr Dasein mit Lachen, Gesang und Tanz. Der Tanz, das Lied und die Liebe sind die Elemente ihres Lebens. Lied und Sang ist alles in ihrem Leben und Sterben. Lied und Sang ist die Schöpfung, ist auch das Kleinste, das dieser zugehört. Die Liebe löst ihr heißes Blut; sie ist Spiel und Adel; sie schenkt ihnen das Erkennen ihres schöpferischen Selbst, und sie streben danach, daß des Blutes Tat sittlich sei wie die Schöpfung selber. Und also sind alle sittlich.

Sie leben jenseits aller Kunst. Aber die Kunst lebt in ihnen. Unter ihren Händen wandelt sich alles zu Schönheit, ihre Hütten, ihr Schmuck, die Geräte und Dinge ihres Alltages. Häßlichkeit, Dingunrat sind ihnen fremd. Sie bekränzen ihre schwarzen Haarschöpfe und ihre bronzenen Leiber mit den duftenden Blüten des Urwaldes und den farbeflammenden Muscheln des Meeres, aus Lust. Die Schönheit lebt in jeder ihrer Gebärden. Sie stellen Schönheit, Grazie und Anmut der Tugend gleich, sie wetteifern mit aller Schöpfung um ihre sichtbare Vollendung.

Sie kennen kein Haben und Haben-wollen. Besitz und dessen Vermehrung ist ein Ungekanntes. Alles ist allen. Jeder hat mehr als genug. Noch hat keine braune Stirne sich je in täglicher Not gefaltet und Sorgen gedacht oder empfunden. Der Himmel sorgt. Der Zweck des Daseins ist zu wachsen, zu blühen, zu leben, das zugeborene Ziel: die Harmonie, der Einklang mit allem was west inmitten der einigen Schöpfung.

Daher auch ihr lebhaftes Gefühl für Würde und Gesittung, für Sorglichkeit, Takt, Benehmen und redlichen Anstand, daher ihr Stolz, ihre Wachsamkeit. Sie verehren ihren König, ihre Großhäuptlinge, Häuptlinge und Träger adligen Blutes. Das Blut im Menschen ist allen heilig, es ist das Hochwertigste für ihr Begrei-

fen. Sie streiten darum in ihren Kriegen und sterben für ihre Blutsehre unter Lächeln.

Alle sind gläubig, bekennen sich zur Schöpfung. Sie ist die vollkommene Einheit alles Seienden. Tagaloa hat seine Gestaltungsehnsucht in ihr befreit. Ihm gebührt die höchste Verehrung. Ihm und den Göttern, die sich in den Mächten und Kräften der Natur offenbaren. Sie verehren sie und fürchten sie und rufen zu ihnen in ihren Nöten und Gefahren. Sie fürchten das Dunkel des Urwaldes in der Nacht, das Beben der Erde, das, was dämonische Gebärde hat und den Menschen zurückdrängt in seinem Selbstgefühl. Sie gleichen darin den Kindern, wie auch darin, daß sie schnell in das Licht der Sonne zurückfinden; denn sie sind fromm. Sie sind die Harmonie. — — —

Aber aus den Weltenfernen zieht es herauf.

Die Erscheinung

Sanalala, der Großhäuptling von Siumu, hebt seinen Kopf von der Bambusstütze, richtet sich auf seiner Matte empor, kreuzt seine Beine unter die Schenkel, schüttelt sich und gähnt.

Über seinem Haupte sprüht, senkrecht aufsteigend, eine schwarze Fontäne: seine in einen Knoten aufgebundenen Haare. Er schüttelt sie und zieht die Bindung straff herab auf die Schädeldecke. Wachheit springt in seine Glieder. Seine Haltung wird aufrechter, und bald sitzt er da, würdig, bereit und willig, die Gaben des aufgehenden Tages zu empfangen.

Unweit ihm, zwischen zwei Hauspfosten, hockt Pusi, seine Tochter, die jugendliche Mädchenkönigin des Dorfes, noch unverhüllt. Ihr heller Bastgürtel liegt ungeknüpft und locker um ihre Lenden. Wie aus lichtem Kelche steigt der braune Leib daraus hervor. Die nach vorne geworfenen schwarzen Haare verdecken das Gesicht, sie hängen bis tief herab über die Brüste. Nur zuweilen blitzt es hell durch die welligen Strähnen: die Augen und die Zähne. Pusi führt wuchtend einen großen Kamm aus den Rippen der Kokosblattfiedern mit beiden Händen von hinten nach vorne durch die Haarflut.

Ein gesegneter Morgen voll Licht und Frische umblüht die Hütte. Die Urwaldberge atmen ihre letzte Nachtkühle an die Küste. Es raschelt und rieselt im Busche. Die satten Bananenfahnen neigen

sich leicht unter dem sanften Drucke, steigen auf und neigen sich, und wieder. Die äußersten Palmblätter zittern, als ob sie frören. Nur das Meer glüht schon unter der Macht der Sonne. Es spannt sich wie eine geschliffene grenzenlose Ebene, auf der Miriaden weiße Lichtsternchen tanzen, überdomt vom blauen Gewölbe des Himmels. Nur eine lichte Linie läßt erkennen, wo die zeitlosen Gebilde sich trennen.

Im Dorfe ertönt Frühlärm. Zwischen den Hütten jagt ein morgenlustiges Ferkel umher. Hähne schmettern im Geäst der Bäume. Die vom Frühbade heimkehrende Jugend lacht und schwatzt. Sie verstummt und geht in gebührender Entfernung an der Häuptlingshütte vorüber.

Sanalala hat seine Morgen-Kawa [1]) getrunken, würdevoll seinen Fue, den Fliegenwedel, schwingend, sitzt er auf einer brandfarbenen, schöngemusterten Siapo [2]) und schaut, wie allmorgendlich, an sattem Pisanggebüsch vorbei auf das Meer. Er sieht es an die sechzig Jahre. Er sieht es bei jedem Erwachen und Sichlagern. Es ist seinen Sinnen urtümlich zugehörend. Das Meer ist der erhabene Hintergrund seiner schlichten Menschlichkeit.

Für ihn ist sein Dorf Siumu mit seinen drei Sprengeln Maninoa, Saga und Agonoa der Mittelpunkt der Erde. Wohl hat er weite Meeresreisen gemacht, wohl hat er Kenntnis von den Nachbarinseln Toga und Fiji, doch er löschte sie aus seinen Vorstellungen, weil, was besiegt ist, nicht mehr wesenhaft sein kann. Denn Tuna und Fata, die jungen Tuamasaga-Häuptlinge, besiegten Toga und Fiji. Und also bleibt nur dies Gewißheit: jenseits des Horizontes beginnt das Leai, das Nichts. Hier endet Wissen und Vorstellung. Dennoch wacht er über diese Begrenzung; ihm selber unbewußt suchen seine Augen, versuchen in die Rätselweite einzudringen. Vergeblich.

Doch das Spiel im Unbewußten bleibt, die Ferne lockt unermüdlich seine weitegeschärften Augen. So streifen sie auch an diesem Morgen den sonnendunstigen Himmelsrand entlang. Sie folgen lustvoll einer Schar von Tropikvögeln, die mit hellblitzenden Leibern und weitgeteiltem Schwanzgefieder die Weite durchsegeln, steigen und fallen; ihre Fluglinie schwingt sich in weitgespanntem Bogen. Jetzt senkt sich einer der Lüftesegler und bleibt mit ausgebreiteten Flügeln auf der Himmelslinie hangen. Sanalala schärft seine Augen. Weitab treiben die Meeresvögel. Aber der helle Punkt bleibt, wie ein niedergesunkenes Wölkchen.

---

[1]) Saft aus dem Wurzelstock des Piper methysticum, Nationalgetränk.
[2]) Matte aus dem Bast der Bergbanane.

Sanalala sucht im Vorrat seiner Vorstellungen, er tut alle Kammern auf, zu finden, was sich mit der Erscheinung decke. Er beschattet seine Augen und wirft seine Blicke hinaus wie Speere. Nun geht ein Zittern durch seine mächtigen Glieder. Es ist nicht Furcht, es ist Ergriffensein vor dem Unbekannten und doch also Wirklichen.

Seine Blicke streifen zu Pusi hin. Ob er sie frage? Doch gleich verwirft er den ärmlichen Gedanken und sinkt wieder zurück in den Bann des Erschauten.

Pusi hat ihr morgendliches Putzwerk beendet. Ihre Haare hängen wohlgeordnet über den blanken Rücken und peitschen bei jeder Bewegung den Boden. Ihr Leib glänzt von frischem Öl, und leuchtend heben sich die doppelreihigen hellen Muschelketten von ihrem Halse ab. Sie spielt mit einer jung erschlossenen Hibiskusblüte, zieht die äußere Haut der Blume mit dem Nagel ab und klebt sich die gelösten Blättchen an Wange und Stirne. Zufrieden läßt sie sodann von ihrer kindlichen Selbstschau und gibt ihre munteren Blicke der Umwelt.

Sie wandern behaglich hinaus und hinüber zu den Nachbarhütten, umstreifen neugierig alle Behausungen, kehren wieder unter das eigene Dachgewölbe zurück und bleiben schließlich an der Gestalt des Vaters haften. Da verschärfen sie sich, ihr Mund öffnet sich vor Erstaunen. Der Großhäuptling hockt zwischen den Hauspfosten, den Kopf sichernd vorgestreckt, wie ein Tier vor dem Sprunge.

„Sanalala!" „Sana-la-la!" Sie ruft lauter. Der Alte regt sich nicht. Er sitzt da, als sei ihm die Lava des Kraters Matavauu in seine Glieder geflossen.

Mit einem Satze ist Pusi an seiner Seite. Sie hockt sich, gleich ihm auf beide Hände gestützt, den Kopf vorgestreckt, und sucht mit Augen, Mund und Nase. Da ist das Pisanggebüsch mit seinem Schattenrund, dahinter die lichtgrüne Lagune, die Brandung, das Meer, nichts das schrecken könnte. Sie reibt schmeichelnd ihr weiches Leibesfell an der gröberen Haut Sanalalas. Vergeblich. Endlich gibt sie ihm einen Stoß. Er bleibt stumm und verstarrt, und ein Zittern läuft durch alle seine Glieder.

„Sanalala!" Jetzt klingt Pusis Stimme weinerlich, verletzt. — Ist Sanalala behext? Sie besinnt sich auf die Worte des Dorfpriesters beim letzten Fono[1]): „Niemand hat größere Macht über den Aitu[2]) als Sanalala." Ganz Upolu sagt ihm überirdische Kräfte zu.

---

[1]) Beratungsversammlung.
[2]) Der böse Geist.

Endlich löst sich seine Erstarrung. Pusi schnauft auf. Als Sanalala sich erhebt, erhebt auch sie sich. Als er das Band seines Haarknotens löst, läßt auch sie ihren Bastgürtel fallen. Jetzt gibt es keinen Zweifel mehr: nur großes Geschehen kann den gefürchtetsten unter den Häuptlingen zittern und seinen Atem eng machen. Sanalala sieht Pusi an und schreitet, von ihr gefolgt, mit munteren aber würdigen Schritten quer über den Rasen zur Hütte des Tulafale, seines Sprechers.

Dessen sattes, rundes Gesicht strahlt eitel Neugierde, als er den Großhäuptling mit flatternden Haaren nahen sieht. Er erhebt sich von seinen Matten und schreitet ihm in gleicher Würdigkeit entgegen: „Was gibt mir die Ehre, Hoheit?"

Sanalala antwortet nicht, er weist mit dolchspitzem Finger und funkelnden Augen aufs Meer hinaus.

Fata, der Sprecher, macht eine schwerfällige Wendung, legt die Hand über seine Augen und sieht in der gedeuteten Richtung. Wie ein gebrochener Ast sinkt sein Arm nach unten, seine Stirnhaut schiebt sich in schwere Falten, er duckt sein Haupt wie vor dem Schlag einer Keule, und seine Lippen entblößen das Gehege seiner wurzelbreiten Zähne. Sie schieben sich vor wie zum Biß, und ein Zischlaut stößt heraus.

Auch Pusi schreit auf, schreit wild, daß ein nachttrunkener Vogel flügelklatschend aus den Palmen aufjagt. Ihre Augen haben das Unbegreifliche erspäht.

Es ist gewachsen und gleicht einem Getürm von Korallen.

Der Sprecher blickt bestürzt auf den Häuptling. „Herr, ich weiß keine Klarheit, als daß dies sei ein Loch im Himmel." Seine Stimme schabt gebrochen.

„Ein Loch im Himmel, aus dem der Aitu nach Siumu kommt, unsern Leibern die Seele zu rauben", ergänzt der Großhäuptling. Seine Nüstern blähen sich.

„Wer könnte Angst haben an Sanalalas Seite", spricht eine Mädchenstimme.

„Mögen die Dämone Einzug in Siumu halten, wir werden unsere Speere mit ihren Köpfen schmücken." Sanalala sagt eine Selbstverständlichkeit. Seine Gedanken steigen wie Blasen, und seine goldbraune Brust wölbt sich mächtig.

In dieser Haltung wendet er sich zurück zu dem Dorfvolke, das in Gruppen vor den Hütten steht.

„Ihr träumt und schlaft zu falscher Stunde, niemand von euch sieht, wenn der Aitu zu euch über das Wasser kommt." Unter tönenden Worten und großen Gebärden verbirgt der Häuptling sein Grauen.

Man weicht eingeschüchtert vor ihm zurück und schart sich um den Tulafale, der, nicht minder gewichtig, die Sippen in das Geheimnisvolle einweiht. Tiefe Stille umgibt ihn; man saugt jedes seiner Worte auf. Sobald er aber aufs Meer weist, und damit das Feste ihrer gewohnten Vorstellungwelt einbricht, einem Neuen, Niegeschauten Raum gebend, da stößt eine schreckliche Bewegung auf. Fast alle eilen an den Strand, einige Krieger haben ihr Gesicht schnell mit Ruß beschmiert, die Ängstlichen sehen nur durch die vorgehaltenen Finger in die Ferne. Einer legt beteuernd die Hand an seinen Nabel als Urbekenntnis seiner menschlichen Herkunft. Man rast durcheinander, stößt sich und brüllt. Einzelne Kriegerische preschen in ihre Hütten zurück, Pfeile und Bogen, Speere und Steinschleudern zu holen. Ihre gelösten Haare stehen senkrecht im Lauf; ihr Blut rauscht vor Kampfesbegierde. Pfeile, von sehniger Hand getrieben, steigen auf, über sechs Palmlängen hoch, einer fliegt in gerader Linie auf das dämonische Unbekannte zu; zackige sägeartige Keulen schwingen. Bacchantische Wildheit übertost den zurückgedrängten Geist des Verzagens.

Muscheltrompeten tönen, und die Baumtrommeln schmettern Alarm von Dorf zu Dorf. Dumpfes Echo hallt von den Urwaldbergen wider. Sanalala sendet Läufer aus in der Richtung nach Lefaga und Falealili, einer jagt über die Berge mit Kunde für den König.

Am Ufer der Insel Upolu, von Mulifanua bis Vailoa, harren die in ihrer Seele aufgestörten Menschen. Von der jenseitigen Inselseite eilen durch den Urwald die Dorfschaften herbei.

„Was sagt der Priester?" fragen die Ankömmlinge. Nun erst besinnt man sich auf Tauanu, den Gesichtgewaltigen. Er steht stumm. Sanalala geht auf ihn zu: „Sei mir gegrüßt deine Mächtigkeit Tauanu, der du als Ältester das Wort im Faleula [1]) hast, der du die Titel behütest und auf die Worte des Königs horchst. — Was ist die Botschaft deines Geistes?"

Der Gefragte knickt zusammen: „Herr, meine Weisheit ist arm, doch vergeßt nicht, daß Tagaloa, der Mächtigste aller Mächtigen, auch unser Land aus der Tiefe des Meeres zog, und daß es uns wohl ansteht, in jener fernen ungewissen Erscheinung ein neues Gottesland zu erkennen. Laßt uns immerhin eine Bahre bereit halten, daß wir den Größten der Geister durch Siumu tragen, sobald er auf unser Gestade herabsteigt."

Einzelne Köpfe nicken Zustimmung, man ist dankbar für die vernunftgemäße Darlegung, und Frauen und Mädchen eilen, eine Bahre aus Laub und Blumen zu bereiten.

Erwartung herrscht. Ob Tagaloa erscheinen will? Da werden die

[1]) Sitz der Götter im Himmel.

Blicke auf eine Gestalt abgelenkt, die mit mächtiger Tuiga[1]) und klirrendem Pottwalgehänge vom Dorfe herabstürmt. Es ist Pusi im Festschmuck der Mädchenkönigin.

Triebmäßig macht ihr die Menge freie Bahn, sie fliegt hindurch, durchwatet das Seichtwasser der Lagune, schwimmt hinaus und macht auf der höchsten Kante des Außenriffes halt. Sie reckt sich hoch auf und ist doch bunt und klein wie ein Wundervogel vor der unendlichen Weite des Meeres. Sie schwingt ihren Fächer und gellend tönt ihr Schrei: „Hebt euch hinweg ihr übeltuenden Dämone!" Ihr Ruf ertrinkt im Getose der Brandung und dem Schreien der großen Seevögel.

Ein Kanu kehrt vom Meere zurück mit der Meldung, daß der Dämon sechs weiße Bäume mit großen, weißen Blüten trage; aber er treibe nach Sonnenaufgang hin.

Die Ruhe kehrt schnell in die Gemüter zurück. Man beginnt sich zu lagern, man scherzt und verleugnet die Furchtbesessenheit. Auch Sanalala hat seine große Sicherheit wiedergefunden. Mit Genugtuung sehen seine weiteklaren Augen das Unbestimmte weichen und im Fernedunst versinken.

Ehe die Sonne in der Mittagshöhe steht, ist der Horizont frei. Sanalala befiehlt die Rückkehr ins Dorf, seine Untertanen folgen ihm tosend. Ihre Freude löst sich im Sange; bis tief in die Nacht tönen ihre Lieder, Gesänge des Krieges und zu Ehren Tagaloas, des großen Gottes.

Pusi wird geehrt, einige geben ihr das Verdienst, die Dämone hinweggescheucht zu haben.

Die Bahre steht noch lange unberührt mitten auf dem Dorfplatze. Ehrfürchtig geht man an ihr vorüber; bald ist sie nurmehr ein Zeichen des Gedenkens für einen vorübergezogenen Schrecken. Als sie, wetterzerstört, zerfällt, zerfällt mit ihr das Erlebnis und wird zur Sage.

Die weiße Hand

Die Zeit vergeht. Jahrzehnte sind vergangen. Sanalala ist nicht mehr. Seine Gebeine sind längst dem Grabe entnommen und lagern, in einer Mattenrolle verwahrt, unter dem Hausgebälk.

Pusi ist alt. Ihr Runzelgesicht verrät wenig mehr von ihrer einstigen Mädchenschönheit; nur die Helle ihrer Haut ist als das

[1]) Kopfschmuck.

Kennzeichen der einstigen Taupou[1]) geblieben. Sie weiß nichts mehr von jenen Schreckensstunden in ihrer Jugend. Sie ist heute noch, wie von je, ausschließlich ein Kind der Gegenwart. Sie lächelt ungläubig, wenn ein gedächtnisstarker Tulafale ihr schmeichelt, sie habe einst als Taupou vom Riff aus die Dämone verjagt. Sie glaubt einer Legende zu horchen, die zu ihr selbst keine Beziehung hat.

Als Sage hat sich das Erinnern an jene vorüberziehenden Geister in die Inselseele eingesenkt. Zuzeiten tritt sie in einzelnen noch lebendig zutage. Das Schreckensgesicht der Vergangenheit lebt auf und gibt ahnende Vorschau in die Zukunft von kommendem Geschehen in einzelnen Erwählten der erdverbundenen Inselkinder.

Auch Pusi stirbt. Die Zeiten verwehen. Erdenkreisläufe vergehen. Zu einer Stunde aber wird den Lebenden ihr großes Ereignis. Ein Tag wie alle Tage, ohne eine Besonderheit. Das brünstige Sonnenlicht rinnt über die Wipfel der Palmen, das Meer donnert Brandung, und über den ewigweiten Urwäldern ruht ewigtiefes Schweigen.

An einem fernen Teile der Insel erspäht wacher Sinn plötzlich ein Loch im Himmel, und Aufruhr, Schreck, Entsetzen und Neugierde sind in den kindlichen Seelen gezündet. Die Himmelsöffnung weitet sich, wächst herzu und gibt sich als ein Ungetüm von überirdischem Ausmaß zu erkennen. Es scheint eine Geisterinsel, dämonisch vorangetrieben, eine schwimmende Wesenheit, für die der naturhafte Geist der Samoa-Insulaner nicht Bild noch Gleichnis hat.

Die ängstlich Spähenden versinken im Banne der unbegreiflichen Erscheinung. Alle die aufgerissenen Augen werden starr, sie sehen, ohne zu begreifen. Vier kahle Bäume ragen von dem nahenden Fremden auf, sie tragen starre gerade Queräste, an jedem fliegt eine weiße Wolke. Doch wieder scheint das Rätselvolle ein Tier des Meeres, ein Riesengeschöpf von niegeschautem Aussehen. Auf seinem langen, plumpen Leibe sind bunte Zeichen eingemalt. Ein wilder Kopf sitzt dick und halslos am Rumpfe. Das Schwanzende steht breitaufgereckt und hat viereckige Löcher mit kleinen Flossen, die sich öffnen und schließen und aus denen von Zeit zu Zeit weiße Dämone herausstarren.

Zitternd und verstört drängt sich das Volk und sucht verzweifelt nach einer Deutung. Der Schatten dieses Unbegreiflichen zerbricht die lichtgewohnten Seelen. Das Grauen wächst hochauf am Ufer des Meeres und verdichtet die Luft mit einer düsteren Atmosphäre der Todesangst.

---

[1]) Mädchenkönigin.

Ein Häuflein mutvoller Männer stößt schicksalswillig den Einbaum ins Wasser. Sie fahren dem Grauenvollen entgegen, triebhaft hoffend, die Dämone werden Gnade üben gegen eine jede tapfere Seele, die sich preisgibt. Einer allein singt einen Kriegssang. Die Stimme erhebt sich, je weiter sie vom Ufer abkommt. Endlich brüllt sie wild auf wie ein Tier in höchsten Ängsten.

Gesondert, mit ihrem kriegerischen Kopfputz aus Mädchenhaaren und roten Papageienfedern, über der Stirne die Rundscheiben der glitzernden Nautilusschale, den Hals umdolcht vom Gestrahle aufgereihter blendender Walzähne, die Wangen mit Ruß bemalt, steht die Manaia, die Schar der Häuptlingssöhne, umgeben von allen streitbaren Männern. In stolzer Haltung, abweisend, wie gekränkt durch die Einmischung fremder Gewalten. Sie schweigen. Jeder ist Bereitschaft. Ihre Hände umklammern die Keulen, und jeder Muskel der geölten Leiber ist Abwehr.

Die Masse des Volkes drängt schutzsuchend näher zu ihnen. Der Priester mahnt: „Haltet Opfergaben bereit, daß der Sinn der Dämone sanft werde!" Dieses Gebot ist Entspannung aus der unerträglichen Starrheit der Ängste. Man läuft in die Pflanzungen und kehrt zurück mit Lasten von wipfelfrischen Kokosnüssen, mächtigen Trauben reife-berstender Bananen, mannskopfgroßen, saftigen Papayen, Yams, Brotfrüchten und Taro. Man türmt alle Früchte auf sauberem Blattwerk vor der Königshütte nahe am Strande auf, die Gaben nach Sippe und Stand des Spenders getrennt und geordnet. Gesondert lagern die schönsten Matten aus der Hütte des Königs, gemusterte Siapo, aus dem Bast der Bergbanane bereitet, köstliche Muschelgehänge, Fächer und Zierschmuck reich in Formen und Farben. Die Fülle der Gaben wird die Dämone freundlich stimmen und allen das Leben bewahren.

Es ist ein Kommen und Gehen, ein Hasten und Rennen, als gelte es die Bereitung eines erhabenen Festes. Die Gaben liegen hoch zuhauf, die Luft ist erfüllt mit süßen Düften reifer Früchte. Die dringliche Geschäftigkeit hat den Schrecken aufgezehrt. Die Blicke sind vom Meere abgewandt und den Gabenfeldern zu.

Der Tupu, der „pule u tui", der König der Inseln, lächelt, da er sein Volk also gefaßt sieht. Er ist umgeben von seinen höchsten Beratern, den Großhäuptlingen und Häuptlingen aus allen Bezirken. Auf ihre Rednerstäbe gestützt steht seitlich die hohe Sippe der Tulafale, der Redner und Sprecher. Bei ihnen ist das Wort, und heftig erwartet der eine, daß er den anderen ablöse und sich der großen Gemeinschaft bildreich offenbare.

Auch der Spötter fehlt nicht unter ihnen. Dem Meere zugewandt spricht er also: „Seid gegrüßt in Samoa, ihr Boten aus Polutu,

ihr ehrwürdigen Geister der Unterwelt. Ganz Samoa freut sich über euer Kommen und ist festlich für euern Besuch bereitet. Möget ihr Freude haben an unseren Gestaden und euch unsere Liebe und Verehrung Gewißheit sein! 'Ua maliu mai!"[1])

Indessen ist die Erscheinung langsam ganz nahe gekommen, und alle Augen werfen sich auf den Vorgang im Wasser. Von der Dämoneninsel löst sich ein Teilchen ab, gleich der Hälfte einer gespaltenen Kokosnuß, gleitet, von Lianen gehalten, ins Meer hinab, glitzerweiße Geister steigen ein, und langsam kommt es heran.

Die Menge drängt. Einzelne Insulaner springen ins Wasser und tauchen. Schreie steigen, aufgebrüllt. Der König ergreift seine Keule und betritt sein Kriegskanu. Er steigt auf die hohe Plattform. Seine Haare flattern unter der mächtigen Tuiga. Von einhundert singenden Kriegern gerudert pfeilt er hinaus. Zwei Jungfrauen fächeln ihm Kühlung, und doch rinnt Schweiß unter der königlichen Matte hinab bis zu den breitzehigen Füßen. Nicht Furcht bringt sein Blut in Wallung, sondern Entsetzen vor einem Niegeschauten, das jetzt näherkommt und sich immer unfaßbarer darbietet. Seine Faust umkrampft die Keule, und Trockenheit steigt in seine Kehle, als er nun dem Unbegreiflichen um Speereslänge nahe ist.

Vierundzwanzig Augen, hell wie das Wasser der Lagune, sehen ihn an. Lächeln die Dämone? Er fühlt das Grauen von sich weichen. Jetzt ziehen die Ruder ein, weiße Hände greifen nach absonderlichen Keulen; sie werfen sie aber auf Geheiß dessen, der am Steuer ist, wieder beiseite. Das muß der Großgeist, der Häuptling, sein, er trägt die meiste Zierat. Der ganze Leib ist bis zum Halse in steife Tapa[2]) gehüllt, auch Brust, Arme und Füße; kleine runde Sonnen flirren vorn an seinem Leibe auf, und an einem Leibgurt hängt ein blitzender Sonnenstrahl. Er nickt und ruft. Die Stimme ist hart und scharf, wie wenn ein Kanu auf der Riffkante schürft. Sie quält die Ohren des Königs. Der Großgeist lächelt immer noch; er hebt seine Hand zum Kopfe, den ein buntgeränderte Gehäuse wunderlich bedeckt. Den Geistergruß zu erwidern, neigt sich der Tupu von Samoa und ruft ein klingendes „Talofa lava!"[3]) hinab.

Seine Krieger heben die Keulen und füllen ihre Schleudern. Auch das Volk am Ufer beginnt zu lärmen. Es ängstigt sich um seinen hohen Gebieter. Sein Mut hat sie allesamt gestärkt, jetzt wollen sie wissen: Freude oder Schrecken, Kampf oder Frieden. Muscheltrompeten schmettern, Speere steigen steilauf zum Himmel.

---

[1]) Seid willkommen.

[2]) Matte (= Uniform).

[3]) Begrüßung, soviel als: Guten Tag.

Da wendet sich der König zurück, und mit einfacher Gebärde gibt er ein Zeichen. Das Tosen bricht ab, jähe, gleich den Zikaden im Urwalde.

„Der weiße Gott ist freundlich“, sagt das Zeichen des Königs, „fürchtet ihn nicht, huldigt ihm“.

Die Inselseele atmet auf. Erneut und verstärkt schwingt das Tosen rings und am Ufer. Freudenschreie bersten, Keulen kreisen, die Masse der braunen Leiber wogt wie eine Springflut, alles wirbelt ekstatisch durcheinander.

Mit der Erlösung bricht die Neugierde hervor und sucht nach Befriedigung. Einbäume jagen ins Wasser, durchpfeilen die Lagune, überspringen das schäumende Riff und nehmen alle das eine Ziel. Ein Stern von Fahrzeugen zieht sich um das Geisterboot zusammen. Man wagt sich näher, das noch eben Gefürchtete, jetzt als gefahrlos Verkündete, auch in Wirklichkeit zu erfahren. Unzählige Augenpaare bespringen diese weißen Wesenheiten, die wie Kinder des Mondes erscheinen.

Einer wagt es, eine weiße Hand zu berühren. Der Berührte lacht freundlich. Sogleich möchten alle eine weiße Hand berühren. Sie drängen herzu, ihre Einboote ergeben eine einzige Fläche. Ungeduldige tauchen ins Wasser, tauchen und kommen neben dem Geisterboot wieder empor. Bald hängt dessen Rand voller goldbrauner lachender Köpfe. Es droht zu sinken. Der Großgeist wehrt freundlich und gibt zu verstehen, daß er an Land möchte. Sein Boot wird von braunen Leibern gleichsam ans Ufer getragen. Und als er und seine Begleiter aussteigen und aufrecht stehen, in bunte Tapa gewickelt von Kopf bis zu Fuß, als sie nun lachen und in seltsamen Lauten reden und ihre Gebärden eher Unsicherheit denn Gewalt verraten, da löst sich die übergewaltige Spannung aus in tiefe Stille. Mit offenen Mündern und runden Kinderaugen stehen sie alle und lassen die Hände hangen.

Auch der König der Inseln hat sein Kriegskanu verlassen, er naht mit seiner hohen Gefolgschaft, würdig, schrittweise, seinen Gästen. Er verneigt sich und wehrt nicht, als jeder der Weißhäute nach seiner Hand faßt, sie eine Weile in der eigenen wägend. Mit einer fröhlichen Genugtuung und beruhigt nimmt der hohe Herr wahr, daß diese Fremdlinge gleich ihm am Leibe gebildet sind und sich nur durch die Farbe ihrer Haut von ihm unterscheiden. Triebhaft geht es in ihn ein, daß diese fremdartigen Wesen nicht zu fürchten sind, daß sie ihm irgendwie menschlich verbunden sind, unacht dem Dunkel ihrer Herkunft. Er heißt sie mit höflichen Worten auf seinen Inseln willkommen, obwohl er gewiß ist, daß seine Rede nur emp-

funden, niemals verstanden werden kann. Er gibt ihnen den Namen „Papalagi", das heißt Durchbrecher des Himmels. Er weiß seine Worte und Gebärden mit Wärme und Ausdruck zu schmükken, so daß die Fremdlinge huldvoll mit den Köpfen nicken, als ob sie dennoch verstünden.

Zehn Mädchenköniginnen im Festschmuck, umduftet von ihren Blüten- und Fruchtketten, geleiten die Gäste tanzend zu den Gaben nahe der Königshütte. Bei dem Anblick der getürmten Schätze lächeln die weißen Gestalten, und die weißen Hände greifen danach, heben einzelne Früchte und zeigen sie einander mit Wohlgefallen. Ein Sturm allseitiger Begeisterung bricht auf, als einer der Fremdlinge seine Zähne tief in das Fleisch einer Papaya gräbt, so daß der goldene Saft von seinen rosigen Fingern herabquillt. Man breitet Sitzmatten aus, und die mondfarbenen Geister lassen sich mitten zwischen den Herrlichkeiten, gegenüber dem König und seinem hohen Gefolge, nieder. Alle strecken ihre Beine von sich wie Baumäste; vergeblich versuchen sie ihre Glieder in der gesitteten Weise des Landes zu verschränken.

Währenddessen ist die Masse des Volkes herzugekommen; jeder drängt, für sich einen guten Platz zu gewinnen. Männer heben Frauen und Kinder auf ihre Schultern, daß sie teilhaben an dem seltsamen Schauspiel. Viele legen sich flach auf den Boden und gucken zwischen den Beinen der Stehenden hindurch. Kopf drängt an Kopf; eine Mauer von Köpfen steht. Vor der Königshütte schattet ein palmhoher Mangobaum, er hängt voll brauner Gestalten bis zum Wipfel. Tausende von goldbraunen Augen schauen weitoffen in inbrünstiger Betrachtung.

Große Bewegung entsteht, als eine von den weißen Gestalten zurück zum Boote eilt, mit einem sonderlichen scharfkantigen Gebilde zurückkehrt und es vor den Großgeist niedersetzt; der greift hinein, hebt einen faustgroßen Ballen daraus hervor und reicht ihn dem König. Der denkt, es möge Kawa sein oder Brotfrucht, greift zu und läßt das Dargebotene unter Schrecken wieder fallen. Es ist schwerer als alles, was seine Hände je griffen und kalt wie der Tuna[1]) in den Tiefen des Vaisigano. Da die Geister lachen, hebt ein Häuptling die Gabe mit beiden Händen auf und reicht sie nochmals dem Könige; bald geht das Wunder von Hand zu Hand. Die Tulafale drehen, beriechen, umtasten es und versuchen das wiederholt vorgesprochene Wort der Weißen nachzusprechen: „Eisen". Es gelingt ihrer Zunge nicht.

---

[1]) Aal.

Und andere Gaben steigen aus der kantigen Wunderschachtel auf in die Hände des Königs: Steine, blau und weiß wie hartgewordene Tropfen des Meeres, Matten, weich wie die Moose zwischen den Felsen und bunt wie die Korallenfelder am Riff. Der Tupu befühlt eine jede Gabe, hebt sie an die Stirne und sagt die üblichen Worte des Dankes „fa 'afetai tele lava!" [1]). Dann reicht er sie nach der Sitte seines Landes weiter, daß die Freude sich allen mitteile. Laute der Bewunderung und Freude quellen und steigen auf bis in den Gipfel des behangenen Mangobaumes.

Um die Zeit der Dämmerung erheben sich die weißen Fremdlinge, für die Nacht zu ihrer Insel zurückzukehren; zugleich erhebt sich der König, sein Gefolge und die Menge des Volkes, die Gäste ans Ufer zu geleiten. Bekränzte Jünglinge und Mädchen tragen in Flechtkörben die Gaben und füllen das fremde Kanu mit den Früchten, Fächern, Matten und Ketten. Als es vom Gestade abstößt, ertönt ein rauschendes „Tofa! Tofaina soifua!" [2]). Es donnert, wie wenn die Brandung tost, und die Berge widerhallen.

Alles geht in Dunkelheit ein. Die letzten Feuer draußen auf der Insel der weißen Fremdlinge verlöschen. Am Ufer verharren die Inselkinder im Banne des Erlebnisses. Einzelne bleiben, lagern sich und warten, ihre Gesichter dem Meere zugewandt, dem Morgen entgegen.

Erste Dämmerung wellt auf. Die weite Flur ist leer, soweit die Augen zielen. Der Gott des Meeres hat die Geisterinsel verschlungen. Diese Kunde ereilt den König, eilt von Hütte zu Hütte, von Dorf zu Dorf. Der ganze Inselrand vor dem Meere wogt von Menschen in hohem Aufruhr. Die aufgehende Sonne zeigt den letzten Zweifelnden nur das spiegelnde atmende Meer. Da beginnen sie zu singen, ihre wehmütigen Lieder des Abschiedes. Eine Flotte von Einbäumen fährt hinaus an die Stelle, wo, im sinkenden Scheine des Gestern, die Wellen die Insel der weißen Geister trugen. Die Taupou streut Blumen aus; das Meer duftet und funkelt. Und rings braust einmütig ein letztes „Tofa! Tofa soifua!" den entschwundenen weißen Geistern, die freundlich lächelten und gute Gaben an die heimischen Gestade brachten.

---

[1]) Sehr vielen Dank.

[2]) Lebt wohl und bleibet gesund.

Das wahre Gesicht

Die Bambustrommeln tosen im stillen Meerbusen von Fagasa. Der Urwald gibt den Schall wieder. Er schwingt über die Bucht wie ein dumpfes Sausen. Dahinein klirrt der hellere Klang aufgeregter Menschenstimmen: Rufe, Schreie, Lachen. Ein Menschenknäuel wogt am Ufer; aus den Gebüschen flattern braune Gestalten hervor, alle schwingen ihre Arme dem Meere zu.

Aus dem Blaugrau der Ferne nahen zwei Ungetüme, sie wachsen, wandern über das Meer, blinkend und blitzend, wie mit Sonne beladen. Die Wasser hochaufwerfend fahren sie in den palmenumstandenen Meerbusen ein und halten in Sichtweite. „Tele talofa i le Papalagi!" Willkommen den Himmelsdurchbrechern! hallt es vom Gestade.

Die Ankömmlinge sprühen aus rüsselartigen Schwanzenden gewaltigen schwarzen Rauch aus und lassen es donnern, als ob Mafuie[1]) sich im Schlafe wälze. Das Volk erschrickt, aber der hellsichtige Priester versichert, daß dies ein guter Gruß sei und keinerlei Besorgnis gestatte.

Er selber fährt mit den Häuptlingen, Dorfjungfrauen und Sprechern in Doppelbooten den Gästen entgegen, gefolgt von einem Schweife von überfüllten Einbäumen, Schwimmern und Schwimmerinnen. Wie eine Brotkrume von Stichlingen sind alsbald die beiden Ungetüme umschwärmt, und wieder klingt und singt es himmelan! „Talofa! Talofa lava!" Ich liebe dich! Ich liebe dich über die Maßen!

Von der Höhe herab starren hellhäutige Köpfe. Sie scheinen leblos, grimmig, nicht die freundlichen Wesen, als welche das Volk von Upolu sie schildert. Aus einem der Einbäume steigt eine goldene Banane empor. Da klingt Lachen, und weiße Hände flattern begehrlich. Ein Hagel von Früchten schnellt nun zur Höhe.

Die Häuptlinge, Dorfjungfrauen und Sprecher, vom Priester begleitet, steigen indessen an einer seitlich herabhängenden, vielfach gespaltenen Flosse hinan. Zwei Mondgesichtige, am oberen Ende der Flosse, halten den Ankömmlingen wunderliche Stacheln entgegen. Somosomo, der Älteste der Häuptlingsschar, eingedenk des Wissens, daß die weißen Wesen beim Gruße die Hände fassen, ergreift mit seinen gewaltigen Fäusten die vermeintlichen Begrüßungswedel und schüttelt sie mächtig, daß die weißen Leiber mittanzen. Danach schreitet er freundlich lächelnd voran, gefolgt von

---

[1]) Gott des Erdbebens.

den Würdenträgern der Inselbucht, und steigt hinauf bis auf den Gipfel des schwimmenden Wunders.

Da ist eine Fläche ausgebreitet; man staunt und freut sich über deren Glätte, und der Priester nennt sie um dieser blanken Glätte willen „Fischrücken". Alle befühlen den Fischrücken mit ihren großen, nackten Füßen und glucksen ein anerkennendes „i-o-e" „o lelei!"

Man betrachtet interessiert die steilaufsteigenden, nackten Bäume mit den Querästen, befühlt die Lianen, die von oben herab und kreuz und quer hängen und stellt befriedigt fest „u-i oii!" daß die vermeintlichen Wolken, gar keine Wolken, sondern weiße, köstliche Matten sind, die der Wind aufbläht, daß sie Form annehmen, wie die hohen Dächer der Häuptlingshäuser, und welche die Inseln weitertragen. O — der weiße Fremde hat viel Verstand im Kopfe! Jedoch ein gottbegnadeter Samoaner steht ihm nicht nach. Denn dies ist schon lange Erkenntnis in dem Palmenlande, daß die weißen Geister die Windstille fürchten. Nie noch hat sich eine ihrer Inseln bei der Ruhe der Lüfte voranbewegt.

Man geht nun dieser neuen, unbekannten Welt zuleibe; d. h. man wandelt stets von einem zum nächsten, und so braucht es seine Zeit, bis man bemerkt, daß eine erwählte Versammlung weißer Himmelsdurchbrecher gegenwärtig ist. Sie füllen den ganzen hinteren Teil des Fischrückens. Sie stehen aufgereiht wie die Zähne des Pottwals an einer Halskette. Ein jeder hält eine Keule an seine Brust gedrückt, nur die Häuptlinge sind ohne Waffe, aber sie erglänzen von kostbarem Leibschmuck.

Sogleich wissen die Besucher die Pflichten der Etikette; ein jedes Gesicht nimmt sein freundlichstes Lächeln an; Somosomo beugt seine schweren Beine zu einer Art Huldigungsneige vor dem Großhäuptling der Weißgesichter. Dieser trägt einen ganz besonderen Kopfschmuck, goldene Würmer baumeln von seiner Schulter herab, eine Reihe glitzender bunter Blättchen ziert die Brust des hohen Herrn. Somosomo beginnt mit Pathos: „Du bist fraglos der größte Herr. Ganz Samoa neigt sich vor dir. Ganz Tutuila freut sich über den Besuch, und jeder fühlt dankbar die hohe Ehre. Dank sei Tagaloa, dem Mächtigen, daß er dich und die Deinen gefahrlos an unsere Gestade geführt hat. Die Kawa im Häuptlingshause ist bereitet. Gegrüßt sei deine erhabene Hoheit." Somosomo verneigt sich und mit ihm seine Begleiter und das ganze Gefolge. Alle glucksen ein „i oe" — „o lelei"; es klingt wie leise platzende Blasen.

Jetzt legt der weiße Häuptling seine Arme aufeinander und spricht. Somosomo versteht die Worte nicht; sicher ist viel Wohlwollen darinnen eingebunden und viele Freundlichkeit, doch sie sind

schnell und ohne Würde gesprochen. Somosomo fühlt sich dem Redner überlegen. Zudem bemerkt er, daß die Rede des weißen Mannes an ihm vorbeigleitet, seine Blicke haben irgendwo einen besonderen Rastpunkt. Er verfolgt die Blickbahn, sie führt zu Sefelina, der Taupou seiner Dorfsippe, die hinter ihm steht.

Sefelina ist noch jung, aber ihr Körper atmet reife Weibesfülle. Ihre Brüste sind gerade-fest und tragen Glanzlichter. Ihr bunter Titi[1]) umhängt zwei säulengerade Schenkel von edler Formung. Sie steht, huldvoll lächelnd, in einer Wolke von Düften. Die feinsternig tatauierten Hände halten ein zierliches Gitterkörbchen, aus dem ein bunter Buschpapagei perläugig hervorlugt.

Sefelinas Kinderaugen blicken erwartungvoll auf das kleine in Tapa eingeschnürte Manneswesen herab. Dessen Rede ist beendigt. Er tritt ihr näher und betrachtet sie aufmerksam, zudringlich, er dreht ununterbrochen an den Härchen unter seiner Nase, die spitz sind wie die Blattriefen der Palme. Da stellt sie ihm hastig ihr Dorfalofa[2]) zu Füßen und fächelt sich mit ihrem großen Fächer, froh, ihrer Standespflichten hier nun ledig zu sein.

Ihr selber kaum bewußt ist eine Unruhe in sie eingefahren, seit die Augen dieses mondbleichen Häuptlings sie wie mit spitzen Fischzähnen stechen, sich tief in sie einbohren. Sie will sich ganz hinter ihren Fächer zurückziehen, da sieht sie ihn in seinem Lendentuch fingern und einen kleinen meerblauen Stein hervorholen. Ihre Hände strecken sich vor und empfangen das köstliche Gegenalofa. „O-o-i-i-!" Sefelina trillert, hebt den Stein an die Stirne und verbirgt ihn in ihrer Handhöhle wie ein zerbrechliches Papageienei.

Sefelina hebt dankend ihre Blicke. Des Spenders weißes Gesicht ist ihr zugekehrt und jetzt verzerrt und gezeichnet. Da vergißt das Inselkind alle Gegenwart, läßt den Stein fallen, und springt, schrill aufschreiend, mit dem Fluche: „Leaga i Papalagi!"[3]) vom hohen Gipfel der Geisterinsel in die wölbig wiegenden Fluten des Meeres. Sie bleibt unter dem Wasser, und erst weit außer Sicht taucht ihr mächtiger, schwarzer Schopf über den Wellen auf.

Somosomo und seine Häuptlinge lächeln, die weißen Häuptlinge aber machen Gesichter, als ob sie Taroschößlinge[4]) kauten. Sie schütteln ihre Köpfe, sprechen hastige, pfeifende Worte. Danach geben sie deutliche Zeichen, daß sie es nicht wünschen, daß alle Dörfer auf den Fischrücken heraufkommen. Somosomo befiehlt den Neugierigen, und sie gehorchen wie wohlerzogene Kinder. Sie pur-

---

[1]) Bastgürtel.
[2]) Dorfgeschenk.
[3]) Der Weiße ist schlecht!
[4]) Sind bitter und giftig!

zeln ins Meer, gleiten, sich in den Leib des Ungetüms klammernd, an den steilen Wänden hinab und entfernen sich, demütig zurückschauend, in ihren Einbäumen.

Unter den Abziehenden ist auch Sio, ein Häuptlingssohn aus Saluafata, der, seiner Standespflichten wegen, gerade in Fagasa zu Besuch weilt. Er glaubt es wohlangebracht, seiner Sippe ein Andenken von der Geisterinsel mitzubringen. Also greift er nach einem Kranz aufgeringelter Lianen, ihn sich um den Hals werfend, um kindlich strahlend damit abzuziehen. Im gleichen Augenblicke fallen weiße Dämone über ihn her, entreißen ihm sein schönes Alofa, schlagen mit Keulen auf ihn ein und schreien giftböse Worte.

Somosomo sieht den Vorgang. Seine buschigen Augenbrauen spreizen sich, sie scheinen sich aufzurichten; aber sein Mund lächelt. Der Priester raunt ihm ins Ohr: „Hab acht, hoher Herr, daß wilder Geist nicht auch dir in den Leib fahre! Sefelina ist wissender als wir alle."

Als Somosomos Blicke forschend schweifen, schmunzelt er; seinem Scharfsinn entgeht es nicht, daß die Himmelsdurchbrecher ihre Köpfe spannentief geduckt halten, als ob eine Keule über sie schwinge. Und er entgegnet dem Priester: „Nur wer die Schwäche im Leibe hat, duckt seinen Kopf."

Aber alle seine triebreinen Sinne stehen wach, als der weiße Häuptling Somosomo mit glattem Lächeln naht, ihm unverständliche Zeichen macht und sich plötzlich ein kaltes Rohr nahe an die Backe legt, es auf die kreisenden Riffvögel richtet und endlich mit Lärmen und weißen Dämpfen eines der Tiere herunterholt.

Die Häuptlinge und Sprecher bleiben unbewegt, sie verstehen den Sinn des Tuns nicht. Einige lächeln. Somosomo nimmt hierauf einen flachen Kiesel aus seiner Schleuder am Gürtel, wirft wuchtend, und ein zweiter Riffvogel fällt klatschend gerade vor die Weißgesichter nieder. Die Insulaner stehen mit ganz selbstverständlichen Mienen.

Somosomo hat es bemerkt, daß die weißen Köpfe sich wieder um Ahnungsbreite duckten, ein Schatten ist über die hellen Augen gezogen, wie eine erste Wolke vor großem Unwetter. Der Großhäuptling von Fagasa ist jetzt nur noch lebende Wachheit.

Plötzlich stößt die weiße Hoheit einen harten Schrei aus, der sichtbar in alle Glieder der Gefolgschaft fährt. Die Mondgesichter schießen in Reihen, halten ihre Köpfe und Gliedmaßen als seien alle nur ein Mann, stehen wie Pfosten, bis abermals der pfeifende Schrei ertönt. Jetzt heben alle das gleiche Bein, werfen es vor, lassen es auf den Fischrücken aufstampfen, daß es klatscht, heben das andere Bein und bewegen sich dieserart voran mit starren wie

aufgespießten Köpfen und toten, glotzenden Augen an Somosomo und seiner Gefolgschaft vorüber. Ein jeder Schrei des Großgeistes gibt einen neuen Willen in ihre Glieder, gibt neue Bewegungen und Vorführungen.

Eine Siva[1]) uns zu Ehren, verständigen sich leise untereinander die Zuschauer. Aber der Tanz ist gar ausdruckslos und ganz ohne den fröhlichen Geist des Tanzes. Man lacht, und einzelne der jungen Söhne haben wohl Lust, zu zeigen, wie sie einen Keulentanz tanzen. Aber der weiße Häuptling schreit noch einmal, wie wenn ein Stamm kracht, und augenblicklich verschwinden alle in ein Loch des Fischrückens.

Somosomo begreift dieses als Zeichen des Friedens, und da schon die Nacht heraufdämmert, entfernt er sich mit seinem Gefolge nach artigen Abschiedsworten. Er ist für seine Begleiter verstummt. Niemand wagt es, seine Gedanken zu stören. Er besinnt sich auf den großen Helden Ti'iti'i o talaga, der dem Gott des Erdbebens und der Vulkane das Feuer entrang, es den Menschen zu bringen. Wenn er an die weißen Gestalten denkt, ist ihm, als krieche ein Skolopender[2]) über seinen Leib. Er wacht die Nacht und sieht hinüber zu den fremden Ungeheuern, die aus finsteren Augenlöchern heimtückisch herüberglotzen.

Beim ersten Aufdämmern des neuen Tages lärmt es in den Dörfern. Die Bewohner allesamt sind früh auf von den Matten, ihre Neugierde hat sie an den Strand getrieben. Sie hocken frierend in Gruppen und harren. Somosomo hat bei Todesstrafe befohlen, das Ufer nicht zu verlassen. Nun rätselt das Volk an diesem Gebot, und die alten Frauen hetzen das Mannesvolk auf, dem törichten Befehle zu widerstehen. Aber Sio, der geschlagene Häuptlingssohn von Saluafata, fährt mit züchtenden Reden dazwischen, bis sie schweigen und nurmehr untereinander murren über den anmaßenden Fremdling vom anderen Gestade.

Sie gieren nach Perlen, und sie nennen Sefelina „valea“[3]), daß sie das schöne Alofa verworfen hat, die köstlichen Perlen, die der weiße Geist von den Bäumen des Mondes bringt, die das Blau des Meeres widerschillern.

Sefelina sitzt in der Mädchenhütte an ihrem Standespfosten. Sie begegnet den Fragen ihrer Gespielinnen mit einem „Leaga i Papalagi“. Sie ist nicht zu bewegen, mit zum Strande zu kommen. Somosomo hat, noch ehe es recht tagt, ein Fono einberufen. Er sitzt

---

[1]) Tanz.
[2]) Tausendfuß von über zehn Zentimeter Länge.
[3]) Dumm.

im Kreise seiner Getreuen; niemand im Volke weiß, was die hohen Herren zu dieser ungewöhnlichen Stunde beraten. Man schielt fragend zum Häuptlingshause hinüber, aber niemand wagt es, den näheren Umkreis zu betreten, zu lärmen oder gar zu horchen.

Die bewegte Neugierde wird abgelenkt, als vom Meere her sechs Boote in schneller Fahrt dem Ufer nahen und weiße Gestalten das Ufer betreten. Man umringt sie, alles drängt ihnen zu, Früchte darbietend und junge Schweine. Sie geben sie hin für Glasperlen und dünne bunte Matten. Keiner geizt oder wägt. Und sie können sich in ihrem Danke nicht genug tun, wenn sie die kleinste Gegengabe aus weißer Hand erhalten.

Nur einer hat sich entfernt: Sio, der Geschlagene von gestern. Er hockt in einem nahen Bananengebüsch und starrt brennenden Auges zum Strande. Und er erschaut es, wie die weißen Gestalten ihre mondbleichen Hände nach den Mädchen ausstrecken, heimlich tasten über Rücken und Schenkel, als hätten sie Lust, die Lieblinge seines Herzens zu verspeisen. Er sieht es auch, daß andere Jünglinge von der Menge weichen. Und als Petina, der Bruder von Sefelina, in seine Nähe kommt, ruft er ihn in sein Versteck, deutet mit verachtender Gebärde wortlos hinaus, und bittet Petina, den Wachtposten einzunehmen und sich bereitzuhalten.

Sio kriecht durch das Bananengebüsch, durchläuft gebückt einen Flußlauf, erklettert einen Palmenwipfel und hält Ausschau, wohin sich die Weißen bewegen. Er sieht eine kleinere Gruppe unter Führung ihres Großhäuptlings sich abtrennen und, von alten Weibern und Kindern gefolgt, auf die Hütte Sefelinas zuschreiten. Wie eine Kokosnuß fällt Sio von der Höhe zu Boden und ist pfeilgeschwind in der Nähe der Mädchenhütte. Er gluckst einen leisen Ton. Der Mattenvorhang öffnet sich, und Sefelina flattert wie ein aufgestörter Fuia[1]) davon.

Sio schmiegt sich an den Boden und erspäht durch den Spalt eines Vorhanges an der Abseite der Hütte wie die weißen Gestalten die Mädchenhütte füllen und die Matten hinter sich fallen lassen. Eine Lichtbahn fällt herab und gibt dem Hütteninneren eine schwache Erhellung. Und Sio sieht das Ausgreifen der weißen Hände. Er hört das Wehren und Aufbegehren der Mädchen, hört auch ihr Girren und Sich-freuen, wenn die Gaben ausgestreut werden, sie zu betören. Sio schnauft schwer; er zittert. Er legt bald das eine, bald das andere Auge eng an den Mattenspalt. Geradevor hockt Aolele, das jüngste und schönste der Mädchen. Ihr Ge-

[1]) Starähnlicher Vogel.

sicht steht klar erkennbar in der hellen Lichtbahn. Er sieht ihre erschreckenden Augen, als ein bleichroter Mund saugend ihr zudrängt. Er hört ihren Schrei. Er sieht, verstarrend, eine weiße Hand, die den Mädchenmund deckt, sieht, blutempört, eine andere, die den jungen Leib zurück auf die Matte preßt.

Sio rast auf, zu Somosomo in die Häuptlingshütte. In ehrerbietig vorgeneigter Haltung gibt er Bericht und spricht aus tiefster Verletzung seines Stolzes: „Herr, diese Geister haben den Aitu im Leibe; sie beflecken die Ehre unserer Mädchen. Gib uns die Macht, die Schändenden von unsern Inseln zu vertreiben."

Die Jünglinge eilen herbei, die Söhne der Häuptlinge und Sprecher. Wilder Zorn stößt hoch über jene weißen Ungeister, die eine Mädchenhütte überfallen und von den Mädchen Besitz nehmen, ohne Häuptling und Sippe befragt zu haben.

Somosomo erhebt sich und erteilt seine Befehle. Die Männer und Jünglinge weichen in die Büsche zurück. Somosomo setzt seine Tuiga auf und mit Priester und Sprecher, machtvoll ausschreitend, kommt er zur Mädchenhütte. Mit einem Keulenstreich schlägt er einen Mattenvorhang zu Fetzen, helles Licht flutet in die Hütte.

Die weißen Gestalten stieben heraus, verneigen sich und reden wirr durcheinander; sie gehen, scheu zurückschauend, zu ihren Booten zurück. Somosomo folgt, er lächelt höflich, als geleite er seine Gäste.

Als er aber sieht, daß der Führer der ehrlosen Eindringlinge sich in ein Boot beugt und das Rohr gegen ihn hebt, mit dem er den Riffvogel herabholte, da schreit der Großhäuptling von Fagasa auf wie der Donner, wenn er gegen den Felsen schlägt. Seine Keule wuchtet nieder auf das Haupt des Weißen, der stürzt, und der weiße Strandsand wird rot von Blut.

Im gleichen Augenblick dröhnen die Bambustrommeln hastige, wirre Töne, die Meldung an die Krieger. Als ob sie aus dem Boden aufwüchsen, brechen diese hervor und werfen sich brüllend den Dämonen entgegen. Sie überschütten sie mit einem Prassel von Steinen. Krachend schmettern ihre Keulen. Sio ist der Vorderste. Er schwingt seine Talavalu[1]) mit beiden Händen, er fetzt und zerreißt die weißen Arme und Hände, die wollüstig seine blühenden Schwestern griffen. Er jauchzt im Blutrausch; der Wutschaum fegt von seinem Munde. Sefelina steht und sucht, ihre Keule umkrampfend. Da liegt der Feind, den sie sucht, tot am Boden. Sie schlägt seinen Kopf ab mit einem Streich und hält hohnlachend, ganz von

[1]) Kriegskeule.

seinem Blute überströmt, das mondbleiche Haupt hoch über sich empor.

Dreien von den Booten gelingt es, vom Ufer frei und ins Meer zu entkommen. Das Siegesgeheul der Krieger tost, nun der Feind weicht und erschlagen liegt. Doch der schickt aus der Ferne den Tod. Sie veratmen frohlockend am Ufer. Da stürzt der Vorderste. Ein zweiter fällt. Einer und noch einer. Schrecken kommt wie brausender Sturm in ihre Seele. Sie schlagen in Verzweiflung auf die Toten am Boden ein. „Der weiße Dämon tötet uns alle!" schreit ein Mann aus Fagamolo und sinkt in die Knie. Er hat ein kaum wahrnehmbares Loch in der Lendengegend, sein Blut träufelt. Alle die stürzten, haben diese kleinen Löcher, die Tore, aus denen der weiße Dämon die Seele des Menschen holt.

Somosomo allein steht bis an die Brust im Wasser und schleudert die Steine, die ihm gereicht werden, den Flüchtlingen nach. Er wuchtet sie hinaus, daß seine Rippen bersten wollen, der Wutschweiß ballt seine Haare zusammen. Auch er sinkt mit eins vornerüber, und als Sefelina den toten Großhäuptling an den Strand zieht, da hat auch er das kleine Loch an der Stirnseite, das Tor, daraus seine Seele entfliehen mußte.

Klagen und Wutgeschrei branden am Ufer. Die Tollkühnsten fahren den Flüchtlingen in ihren Einbäumen nach und schleudern ihre Steine, bis sie, einer nach dem andern, hintenüber ins Meer stürzen. Verlassen treiben die Einbäume auf den Wassern.

Unheimlich wächst das Geschrei und Wehklagen. Sio schlägt sich mit Steinen gegen die Stirne, sie blutet. Männer raufen ihre Haare aus, beißen sich tiefe Wunden in Arme und Schenkel. Der Priester steht inmitten aller und schreit zu dem Gotte Moso [1], Rache zu nehmen an den Dämonen, die ohne Zweikampf, feige zurückweichend wie die Landkrebse, die Seelen der Krieger geraubt haben. Andere beschimpfen Tagaloa, den Höchsten, der solche Untat zuläßt, und fordern, von Sinnen, ihn zum Kampf heraus.

Die Frauen der Gefallenen bringen Matten herbei und betten ihre Toten darauf, an der Stelle, wo sie gefallen sind; sie hocken daneben, wehklagen und warten, ob nicht eine Ameise, ein kleinster Käfer, die verlorene Seele des Toten wieder herbeibringe. — —

Während draußen die unseligen Dämoneninseln ins Grau des Meeres entweichen, wird Somosomo auf den Schultern seiner Krieger in sein Dorf getragen. Der Totensang seines Gefolges klingt: „Tuimanu'a, lau ali'i e! Tuimanu'a, lau ali'i e!" Feuer lohen

[1]) Kriegsgott.

am Ufer und in den Dörfern, stürmen zum nächtlichen Firmament empor, und alles eilt, sich zu reinigen, den Fluch der Dämone abzuwaschen. Tage und Wochen gehen die Trauerfeierlichkeiten, die Leichenschmäuse, die wilden Totentänze, bis das Leben siegt und den stillen Inselfrieden wieder blühend webt.

Der Gesandte

Niemand weiß, woher er gekommen ist. Fischer finden ihn auf dem Riffe. Sie denken, es sei ein großer Hai und richten ihre Fangschnur. Da erkennt einer, und alle erkennen sie einen weißen Menschen, einen Himmelsdurchbrecher. Sie wagen sich nur scheu in seine Nähe. Als sie fühlen, daß sein Mund noch Atem weht, bringen sie ihn ans Land zum Häuptling: „Herr, das Meer hat ihn ausgespien".

Tuāoloa erschrickt. Er blickt starr auf den Findling. Sein Besinnen ist blitzgeschwind in einer Stunde seiner Kindheit, da er bei seinem Ohm in Fagasa weilte. Es ist ein langes Menschenleben her, und obwohl sein Gedächtnis schwach ist, diese Stunde haftet eingegraben wie eine Rune. Schauer durchrieseln seinen Leib bei dem Gedanken, jene mondbleichen Toten von Fagasa möchten ihren Bruder gesandt haben, sie zu rächen. Doch da dieser hilflos, ohne Leben, vor ihm liegt und nichts Tuāoloa hindern könnte, seine Keule auf ihn niederzuschmettern, kommen ihm tröstliche Zweifel. Es widerspricht seiner kriegerischen Ehre, einen Wehrlosen zu töten, und er beschließt, den Dingen ihren Lauf zu lassen. Er befiehlt den Taulaitu herbei, daß er den Ohnmächtigen bespreche.

Auch der Priester erschrickt so sehr, daß seine dicken Brüste zittern und sein fleischgesegnetes Gesicht vor Erregung schüttert. Scheu gleitet er vor dem Liegenden in die Hocke und beginnt voll Andacht, rote und weiße Korallensplitterchen aus dem weißen Leibe zu zupfen. Er reißt ihm die zerschlissenen Tapalappen herunter; eine schöne Tatauierung des weißen Geistes zeigt sich dabei: eine Schlange, die sich mehrere Male um den weißen Körper windet und listig unter der rechten Achsel hervorschaut. Auch auf den Armen sind schöne, blaue Zeichen eingegraben; man weiß ihren Sinn nicht zu deuten.

Die eigentliche Beschwörung beginnt. Die rundlichen Lippen des Priesters schwabbeln eine Flut von unverständlichen Lauten, während die dicklichen Hände im Rhythmus der Rede den Leib streichen, ihn mit wohlriechenden Ölen salben.

Nach kurzer Zeit beginnt der Papalagi zu zucken, die blauweißen Lider lösen sich, um sich sogleich wieder zu schließen.

„Der weiße Geist kehrt zum Leben zurück. Der Aitu will seinen Leib verlassen", kündet befriedigt der Taulaitu, dem der Schweiß von seinen Gliedern rinnt und der Atem schwer geht wie nach überstandenem Kampfe. Er fährt in seiner Beschwörung fort, indessen der versammelte Dorfrat das weiße Wunder in höchster Spannung stumm umsitzt. Außer der Rede des Priesters hört man nichts als das Klatschen der Fliegenwedel auf den Matten.

Plötzlich schreit einer auf, wirft sich herum und jagt davon, einer folgt, ein dritter, viele. Nur der Häuptling, seine Sprecher, einige Dorfälteste und der Priester bleiben. Der weiße Geist hat seine Augen geöffnet, kleine, graugrüne, listige Augen, er befaßt seine geölten Glieder, gähnt und wirft springende Blicke um sich.

Er richtet sich langsam auf: ein rundes Gesicht mit niederer, kantiger Stirn und kurzer, aufgeworfener Nase, ein kurzer, dicker Hals, der als gerade Linie vom Hinterkopf in einen gedrungenen, eckigen Rücken läuft.

Grabesstille herrscht in der Hütte, bis der Häuptling, gemäß der eingeborenen Etikette, sie mit dem Inselgruße durchbricht: „Talofa!". „Talofa lava!" stimmen die Männer ein. Es klingt wie ein Erlösungsschrei.

„Talofa lava!" wiederholt der Papalagi.

„Der weiße Geist hat die Zunge der Insel", stellt befriedigt der Priester fest.

Höflich fragt der Häuptling: „Susuga uā lou ma'i?" [1])

„Susuga uā lou ma'i?" tönt ein Echo. Alle Köpfe richten sich steil auf.

„Er hat den Geist des Papageis im Leibe", flüstert der Priester dem Häuptling zu. Und zur gewissenhaften Nachprüfung fragt er mit bedächtiger Zunge: „'O fea lou nuu?" [2])

„'O fea lou nuu?" wiederholt der fremde Mund.

Einzelne Männer rücken an den Rand der Hütte. Grauen überfällt sie, da sie ihre Worte aus einem weißen Leibe kommen hören, und sie geraten in Wirrnis vor dieser Erscheinung. Aber alle be-

---

[1]) Wie geht es eurer Hoheit?

[2]) Wo bist du her?

nennen sie den Findling von diesem Augenblick an: „O le sega sinasina“ [1]).

„Gebt dem weißen Papagei Essen“, spricht der Häuptling, als jener durch Zischlaute und Deuten auf Mund und Bauch zu verstehen gibt, daß er hungrig ist.

Jünglinge bringen Brotfrucht, Bananen und Palusami [2]), dazu kaltes Fleisch von Schwein und Huhn. Die weißen Hände greifen begehrlich zu, der blaßrote Mund trieft von Fettbrühe. Als nur noch die Knochen übrig sind, weist der Häuptling auf die prangenden Früchte. Aber der weiße Papagei schüttelt sich, sagt ein lautes Wort und schleudert die Früchte an den Köpfen der Sprecher vorbei ins Freie.

Er opfert seinem Gotte, denken die Männer und bewundern die Größe des geübten Opfersinnes. „Sein Herz ist stärker als das unsere“, sagen sie; einige nehmen sich ein gutes Beispiel an ihm.

Bald zieht die ganze Dorfschaft am Fale tele [3]) vorüber; alle jene der Inselkinder, welche weniger als vierzig Jahre alt sind, haben nie einen Menschen gesehen, der die Farbe des Mondes trägt. Alle machen die Hälse lang und flüstern. Die Kinder erschrecken, einige müssen schnell in die Büsche, ihr Wasser zu lassen, einige erbrechen sich. Allgemeine Erregung herrscht in den Hütten. Ängstliche fürchten das Alleinesein und beten zu ihrem Hausgotte, zu Mutter Eidechse oder Mutter Taube, um Schutz und Beistand.

Am anderen Morgen hat sich der weiße Papagei als erster von seiner Matte erhoben. Er ist an das Meer geeilt, hat gebadet und geht nun pfeifend umher. Der Häuptling Tuāoloa führt ihn in seine Hütte und macht ihn mit seiner Gattin Mataupega bekannt. Der weiße Papagei klatscht der Alten vertraulich auf die kugelrunde, blanke Schulter, neigt sich und reibt seine stumpfe Nase an der rundlichen des Weibes. Mataupega bleibt lange in empfangender Haltung und gluckst wie ein Quell, der einen Durchbruch sucht. Sie lächelt mit allen Teilen ihres freundlichen Antlitzes, fächelt sich und wirft dem Besucher ihre schönsten Blicke zu.

„Der weiße Papagei hat „feasogi“ [4]) mit Mataupega gemacht“, dringt die Kunde als freundliche Beruhigung in alle Herzen. Man will nun allgemein den weißen Papagei begrüßen, bringt Eßbares und vielerlei Gaben, und selbst die Kinder halten sich nicht mehr die Augen zu, wenn sie den weißen Fremdling kommen sehen.

---

[1]) Der weiße Papagei.
[2]) Taroblätter mit Salzwasser und Kokoskernsaft. Samoanische Leckerei.
[3]) Gästehaus.
[4]) Begrüßung durch Nasenkuß.

Dieser wiederum macht Besuche in jeder Hütte; er läßt sich im engen Kreise der Familie, wie im großen der Sippe und des Dorfes, feiern und bewirten. Er nimmt ganz an ihrem Leben Anteil. Er ist bald ein interessantes Moment ihres Daseins geworden. Sie trauern, sobald er das Dorf verläßt und auf „malaga"[1]) geht. Er geht oft auf „malaga". Er umwandert die ganze Insel Upolu, kehrt aber stets wieder zurück nach Leulumoega im Bezirk Aana, in das Dorf, wo er zuerst erschien und das er seine Heimat nennt.

Ehe ein Jahr um ist, läßt er sich tatauieren. Der Tatauiermeister legt ihm die feinste Zierde um den Gürtel. Nie erschien das samoanische Farbengewand schöner als auf diesem weißen Leibe. Er ist damit einer der Ihren geworden, und es gibt fortan Augenblicke, da die harmlosen Inselkinder den weißen Papagei empfinden als eine göttliche Sendung, ihrem Geiste Freude zu bereiten und ihre Vorstellungswelt mit neuen Bildern zu beschenken.

Er ist reich an wunderlichen Einfällen, dazu voller Gedanken, welche die Seele heiß machen. Vor allem werten sie es, und sie erklären ihn für „potosi"[2]), daß er nach Verlauf von kaum einem Jahre in ihren Lauten spricht und sie nun einander verständlich machen können in der liedhaften schönen Sprache der Inseln.

So kommt es, daß ihm eines Tages gelegentlich eines Fonos erneut die Frage gestellt wird: „'O fea lou nuu?" Wo bist du her?

Der weiße Papagei läßt seine Zuhörer lange lange warten, ehe er antwortet: „Der Gott der Weißen hat mich gesandt, euch das Licht zu bringen in eure Finsternis."

Schweigen folgt. Alle die warmen, dunklen Augen schauen verwundert in die flirrende Sonnenhelle, als ob sie die Finsternis suchten. Der weiße Papagei fährt fort: „Mein Gott hat euch von Zeit zu Zeiten seine Boten gesandt, aber ihr habt sie nicht verstanden, ihr habt sie mit euern Keulen erschlagen."

Der Häuptling zuckt zurück; die Vision seiner Jugend steht auf.

„So ist der weiße Gott mächtiger als Tagaloa?" Der Priester erkühnt sich. Ihn geht diese Angelegenheit in erster Linie an.

Die Antwort tönt. „Tagaloa? Was ist Tagaloa? Er hat euch durch den Priester falsche Lehren in euern Geist gesetzt. Tagaloa ist ein Aitu, ein Nichts. Er hat eure Seelen gerade so dunkel gelassen wie eure Leiber."

Entsetzen tritt in die guten, aufgetanen Augen, ein qualvolles Fragen und Wirrsein; die mächtigen Leiber winden sich in Schmerzen, es ist, wie wenn es in ihnen zusammenbräche.

---

[1]) Wanderung.

[2]) Klug.

Der weiße Papagei freut sich. Er spät von unten herauf, erhebt sich und macht eine prophetische Geste. In dringlicher Rede fährt er also fort: „Ihr glaubt, dieses Land hier sei die Welt. Doch eure Inseln sind nicht größer als der Dreck eines fliegenden Hundes. Aber dort draußen über den Meeren, dort, tausend Sonnenauf- und Untergänge hinter dem Horizonte, liegt die wirkliche Welt, die Welt der Weißen. Gott hat euch zur Strafe für euern Hochmut auf diesen Inseln beheimatet. Er hat euern Leib mit dunkler Farbe gezeichnet. Eure Seelen sind Mangrovesümpfe der Unwissenheit. Die Welt der Weißen ist größer, als eure Gedanken zu fassen vermögen. Es gibt dort draußen mehr Menschen als Kiesel an euerm Strande. Und alle diese Menschen verehren den einen Gott, der allmächtig ist, der die Palmen wachsen läßt, der jeden eurer Gedanken weiß, der Sonne und Mond lenkt. Er hat mich gesandt, daß ihr wahrhaft zu Menschen werdet und euern Hochmut lasset."

Stolz schreitet der weiße Papagei aus der menschenvollen Hütte. Die Zurückbleibenden senken die Köpfe. Es ist ganz stille. Nur das Summen der Insekten unter der Dachhöhe hört man. Was der weiße Papagei gesagt hat, macht das Blut erstarren vor Bestürzung über die gewaltige Neuheit.

Plötzlich werfen sich, wie auf Verabredung, die Blicke auf den Priester, und es prallt durcheinander: „Er hat uns belogen!" — „Des Priesters Wahrheit ist falsch!" — „Der weiße Papagei gibt uns die wahre Botschaft Gottes."

Der Beschuldigte fühlt seine Macht bedroht, aber durch Übung bereitet spricht er die Frage, welche den Aufruhr mit einem erstickt: „Und wer hat die Seele des weißen Gottesboten vom Aitu gereinigt?"

Der Priester hat recht, ohne ihn hätten sie die neue Botschaft nie vernommen. Ihr Zorn welkt ab, und als Tuäoloa vorschlägt, man müsse dem weißen Papagei einen neuen Namen geben, kommen sie überein, ihn zu nennen Savali, das ist: der Gesandte.

„Savali", der Name geht von einem zum anderen, als handle es sich um eine Geschmacksprobe.

Der Gottesbote kehrt zurück und nimmt seinen Ehrenplatz am Mittelpfosten wieder ein. Er mustert in die Runde und verkündet im Tone besten Wohlwollens: „Ich meine es gut mit euch und bin euer Freund, solange ihr mir Gehorsam gebt und meinen Willen achtet."

Tuäoloa dankt im Namen ganz Samoas und seines Dorfes und verspricht den Gehorsam seiner Untertanen. „Du Savali bist unser aller Herr, wir sind nichts als deine Schatten."

Satte Befriedigung erstrahlt auf dem verwegenen weißen Gesichte, als zum ersten Male der neue ehrende Name tönt. Seine Mienen reden eine deutliche Sprache. Doch die braune Unschuld weiß dieserart nicht zu lesen; man fragt wie in Schuldbewußtsein: „Savali, was können wir tun, um deinem Gott wohlzugefallen?"

„Ihr müßt seinen Geboten gehorchen!"

„So sage du uns seine Gebote, daß wir den erhabenen Willen durch dich hören", bittet ein grauer Ältester und streckt seine Hände vor, um sie zu empfangen.

„Das erste Gebot lautet: Du sollst Gottes Diener ehren und niemanden anerkennen denn ihn."

Die braunen Häupter nicken Anerkennung in Demut. Der Gottgesandte kündet sein zweites Gebot: „Wer nicht an Gott und seinen Gesandten glaubt, dem wird große Strafe zuteil werden."

Es folgt eine Reihe von Gesetzen, und alle sind Schutzgebote für ihn, den Verkünder. Endlich gibt eine Ermahnung den Schluß: „Gott hat für alles seine Gesetze gegeben; er sandte mich, seinen Diener, zu euch, daß ihr am Morgen und Abend fraget, daß ihr nichts tut, niemanden tötet, nichts feiert, nichts beginnet, ehedenn ihr nicht seinen erhabenen Willen vernommen habt."

So geschieht es, daß in der Folge stets ein Bote zum Gesandten Gottes geschickt wird, um zu fragen. Es bildet sich ein Kult der Befragung aus; Savali richtet eine Art Sprechstunde ein, in der er seine Gottesgeschäfte erledigt. Man eilt aus den entferntesten Bezirken herbei, bei dem Erwählten Aufschluß in den Angelegenheiten der Ehe, des Rechtes und der Sitte zu holen, um gewiß zu sein, daß man sich nicht versündigt. Da der Befragte stets gewährt, wonach des Bittstellers Verlangen steht, so wächst er immer tiefer in die Stellvertreterschaft Gottes ein; sein göttlicher Ruf verbreitet sich über alle Inseln. Bald gibt es kein größeres Unrecht mehr, als gegen einen Wunsch Savalis zu stehen.

Als die liebliche Aniva, ein frühaufgeblühtes Inselkind aus der Dorfschaft Tufulele, nicht auf der Matte des Gesandten schlafen will, sich verstört in den Busch flüchtet, spricht Savali den Fluch über sie aus. Und Vater, Mutter und alle Anverwandten nahen bei Tagesanbruch, um „ifoga" [1]) zu tun. Sie bringen reiche Geschenke und legen Holz, Steine und welkes Laub vor den Gottesgesandten nieder, damit zu sagen, daß sie bereit sind, sich wie ein Schwein röften zu lassen und durch jede Erniedrigung das Unrecht Anivas zu sühnen. Sie liegen bis zum Abend vor Savalis Hütte,

[1]) Unterwerfung nach gewissen Riten.

mit tiefgebeugten Häuptern, in Zerknirschung, bis der Gestrenge ihnen das Faamolemole, die Verzeihung, gewährt.

Obwohl Keuschheit aus dem einfachen sittlichen Gefühl von je im Volke heilig geachtet und jeder Ehebruch, nach der Überlieferung der Inseln, seit Urzeiten mit dem Tode gesühnt wird, ist doch eine jede Jungfrau, ja ein jedes Eheweib, dem Gottesboten mit ihrem Leibe zuwillen. Er hat sich frei von jenen Geboten erklärt und proklamierte seine eigengeltende Gesetzlichkeit. Ja, er erklärte sich selber „tabū." Nicht nur er selbst, sondern alles, was seine Hände berühren, ist heilig und darf nur betastet werden, nachdem der „tabū" durch Besprengen mit Kokoswasser wieder entfernt wurde.

Diese Gewalt- und Eigenrechte Savalis verwirren ihre durch Tradition überlieferten Rechte und Satzungen immer mehr, es kommt Unruhe in die Gemüter, und allmählich mischt sich in ihre Verehrung des Gottgesandten die Furcht und auch der Haß.

Doch Savali hat Waffen des Gehirns, und so gelingt es ihm, seine Macht bestehend und den Glauben an seine Sendung wirkend zu halten.

Eines Morgens ruft er die jungen Häuptlingssöhne und alle muskelstarken Burschen des Dorfes zusammen und verkündet: „Ihr sollt Gott eine Hütte bauen." Sie sprengen auseinander wie junge Rosse, als Savali gebietet, die schönsten und glattesten Steine vom Strande herbeizutragen. Sie schleppen herbei und häufen auf, sie zerreiben Muscheln, und Savali bindet das Pulver mit Meereswasser und schüttet das Gemengsel in alle Fugen. Ein Viereck wächst auf. Und als der Kalk hart wird, bringen die Jünglinge die Kunde: „Savali läßt Felsen wachsen. Savali baut Gott eine Hütte, härter wie Lava und fester als die Brandungsmauer des Meeres."

Alle bewundern diesen ersten Steinbau auf ihrer Insel, dessen scharfe Ecken der Wände sie nicht kennen, noch das spitze, nach den Seiten abfallende Holzdach. Sie gehen um das Gebäude herum, betasten es, aber keiner wagt es, das Innere zu betreten, aus Ehrfurcht vor der Würde des Zweckes.

Niemand zweifelt an der Notwendigkeit, daß Gott sein besonderes Fale haben muß, seine Hütte gegen Sonne und Regen, ja, eine Matte und ein Schlafholz, eine Kawaschüssel und einen Ipu[1]). Es bringt ihnen diesen großen Gott näher, daß er menschliche Bedürfnisse hat, und sie schaffen die edelsten Güter der Sippen herbei. Savali baut aus allem eine Art Altar auf.

Endlich naht der große Tag der Tempelweihe. Alle Dorfschaften sind herbeigeeilt, festliche Stimmung schwebt. Das Volk drängt

---

[1]) Trinkbecher.

vor dem geschmückten Bau, selber geschmückt, geölt und gesalbt. Wogen von Düften steigen von ihren Leibern auf und füllen die Luft mit Süße.

Heute dürfen sie das Haus Gottes betreten. Die Menge wogt ein und aus, und alle verlassen das kleine Gebäude mit feierlich ernsten Gesichtern, als habe ein jeder den großen Gott von Angesicht erschaut und seinen heiligen Atem gespürt. Und die Tausende, welche die geweihte Stätte andachtsvoll umlagern, erschauern, als Savali in ihren Kreis tritt und verkündet: „Dies ist das Haus Gottes, von seinen Kindern aus Liebe erbaut."

Seine tönenden Worte klingen in die aufgeschlossenen Seelen der Inselkinder ein; strahlende, liebesinnige Blicke fliegen zu dem beredten Diener Gottes. Alle die kindliche Erschlossenheit und ungetrübte Einfalt betäubt ihn selbst und zündet die wahnwitzige Lust, diese Kinder bis zum äußersten in die Willkür seines Ich zu zwingen.

Berauscht reckt Savali sich auf und ruft ekstatisch mit schwingenden Armen über sie hin: „Gott kommt! Gott ist nahe! Hört diese Botschaft aus dem Munde seines großen Dieners! Gott wird über die Wasser schreiten und die Gestade der Inseln betreten, ehe der Mond dreimal im Meere versinkt! Der Allmächtige wird das Heil auf die Inseln bringen, auf daß ihr werdet wahre Kinder Gottes. Hader und Zank werden aufhören, und ein jeder wird sein wie Gott, das heißt, er wird leben ohne Speise und Trank, ohne Zeugen und Sterben. Ja, die Toten werden auferstehen und zurückkehren, als wären sie nie gestorben."

Das Fest endet. Das Volk geht auseinander. Und alles geschieht in erhabener Weihe. Gott wird zu ihnen kommen. Sie wissen sich nicht zu dem Unerhörten dieser Verheißung zu stellen. Ihre Seelen sind hilflos gegenüber solcher Bestürmung.

Schon am folgenden Morgen überfällt sie alle der fröhlichste Eifer, die Dorfschaft und sich selber für den Empfang Gottes zu bereiten. Zunächst beginnt eine allgemeine Säuberung. Dächer werden ausgebessert, morsche Pfosten und Pfeiler neu ersetzt, der Bodenbelag der Hütten ergänzt und erneuert. Welke Bäume werden geschlagen, vor allem die Gräber gesäubert, alle bewahrten Gebeine vom Staube befreit, poliert, geölt und sorgsam geschichtet.

Als nun kein Makel mehr aufzufinden ist, beginnt ein Essen, wild und maßlos. Jeder will noch einmal die irdischen Wonnen genießen, ehe die himmlischen beginnen. Alle Schweine werden getötet, die Fruchtbestände abgeerntet. Man ißt, daß die Leiber sich

spannen. An jedem Abend wird der wilde „po'ula"[1]) getanzt; selbst die Mädchenköniginnen nehmen bis zum letzten daran teil. Keiner trägt es ihnen nach. Die Freuden der Sinne lohen hochauf in ihren Nächten.

Danach beginnt ein Warten, ein Sich-bereiten auf Gott, Wochen, Mond um Mond. Jede aufblühende Wolke bringt Unruhe, jede Windwoge kann der nahende Odem Gottes sein. Diese dauernde Spannung erzeugt in den Seelen schließlich eine zermürbende Stimmung, die jedoch mit stillem Gleichmut erlitten wird.

Unter denen, welche auf Savalis Botschaft nach Leulumoega eilen, ist auch der Tauläitu, des Dorfes einstiger Priester. Er ist bald nach der Ankunft Savalis heimgekehrt auf die Insel Manono in den Sprengel seiner angestammten Sippe. Nur im Geheimen hat er an allen Ereignissen teilgenommen und sich durch Boten Kunde geben lassen.

Jetzt hat ihn die Erwartung aufgerüttelt. So tritt er in die Hütte des Häuptlings und hockt sich an den gewohnten Pfosten zu dessen Rechten. „Du kommst zu großem Geschehen", sagt Tuaoloa bedeutungvoll, „bereite auch du deine Seele, den großen Gott zu empfangen."

Der Priester zwinkert mit seinen klugen Augen und flötet ein vieldeutiges „Oi". Er fügt sich in die Erwartungstille ein, stumm und zurückhaltend. Aber Savali bemerkt ihn sofort. Er erschrickt, da der Priester sein Haupt neigt und ihn also grüßt: „Erhabener Herr, dein einfältiger Diener hat deine Botschaft vernommen und ist gekommen zu ihrer Zeugschaft."

Savali verliert einen Augenblick seine Fassung, dann sagt er verächtlich: „Es wäre besser, du wärest geblieben. Denn Gott kommt nicht eher, als bis deine Neugierde tot ist."

Der Tauläitu erhebt sich und geht still, wie er gekommen ist. Aber nicht zurück nach Manono. Er wandert durch den Urwald, am hohen Tofua vorbei, in die jenseitige Bucht von Lefaga, wo Tui, der Verehrer der schönen Aniva, in Verborgenheit haust.

Gott wird kommen. Die Spannung und Erregung wächst und steigert sich mit jedem Tage. Kein Zeichen wird sichtbar; doch wagt niemand Savali zu fragen. Keiner will sich, gleich dem Priester, verächtlich machen. Sie trösten einander und suchen Gründe, die Gott abgehalten haben, sein Versprechen zu halten. Sie kämpfen gegen ihre eigene Ungeduld an. Aber schließlich bricht der Zweifel hervor und wird zur bestimmenden Gewalt.

---

[1]) Nackttanz.

Sie fordern von Tuāoloa, daß er Savali befrage. Dieser, selber von Zweifeln gequält, gibt nach. „Würdiger Herr", sagte er, „mein Volk harrt seit Monden der Erfüllung deiner großen Verheißung, doch Gott wird nicht sichtbar, und wir trauern in tiefer Enttäuschung."

Und wieder vermag es Savali, die Gemüter zu beschwichtigen und zu vertrösten. Er bezeichnet Übeltäter, die nicht in Ernst und Duldung geharrt hätten. Sie müssen das Dorf verlassen und flüchten in den Schutz des Urwaldes ferner Bezirke.

Aber Taulāitus Boten wissen sie zu erspüren, und sie werden bestärkt in ihrem Zweifel gegen die Botschaft und gegen den Gottgesandten zugleich. Ihre Schar mehrt sich. Und eines Tages ist unter ihnen auch Tuāoloa, der Häuptling. „Ich fühle Gift in meinen Gliedern", sagt er dem Priester und läßt sich beschwören und reinigen.

Wieder steigt der Mond und verzehrt sich. Sie harren in Leulumoega unentwegt. Aber ihr höchster Häuptling hat sie verlassen. Immer schwerer wird es, an der großen Hoffnung festzuhalten. Und es beginnt ein Klagen. Eines Frühmorgens ist Savali verschwunden. Jetzt erwachen sie, und ihre Urnatur bricht aus. Sie geraten in Raserei, Rache zu nehmen, zumal jene, welche am geduldigsten harrten, und sie senden Boten zu Tuaoloa um seine Rückkehr.

Aber Tuāoloa und Taulāitu, Tui und andere Getreue rücken schon herauf gegen Aana. Sie nahen getrennt, wie auf dem Kriegspfade, jeder pfeilt wie ein fliegender Speer seinem Ziele zu. Ihre Instinkte sind wach, und jeder erspürt Savalis Fluchtweg. Sie treffen zusammen bei dem felsigen Unterschlupf, wo Savali sich verborgen hält. Ihre Keulen schwingen vor Begierde, den falschen Gesandten niederzuschmettern. Aber diese Rache ist zu klein. Sie treiben ihn durch die Dichte des Urwaldes in das harte, steinerne Haus seines Gottes. Da liegt er drinnen, blutend, bewußtlos, wie ihn die Fischer einst auf dem Riffe fanden.

Wutgeheul umtost das Gebäude. Das Blut rauscht. Jeder einzelne begehrt seine Rache. Tuāoloa steht vor dem Eingang. Er flackert vor Aufruhr, und ein wilder Gedanke schmettert aus ihm: „Bringt Holz und Laub herbei!" Im Augenblick ist die Hütte Gottes ein Scheiterhaufen. Nun zündet Tuāoloa eine Fackel, tanzend schleudert er sie hinauf. Flammen und Rauch quellen empor über die Palmen in den ewigen blauen Himmel. Savali schreit noch einmal auf. Donnernd gibt Rache ihm Antwort. Das Dach bricht ein in Flammen, das stürzende Gebälk begräbt den Gesandten Gottes in seinem Hause.

Die Taufe

Im Geschatte der Palmen, den hellen Küstenpfad entlang, bewegt sich eine hagere Gestalt in einem schwarzen, bis auf die Füße hängenden Gewande. Unwirklich, ein Fremdwesen in der satten Bejahung dieser farbensprühenden Landschaft. Außer dem weißen Bäffchen ist nichts Helles an ihm. Sein Gesicht ist welk, blutleer, die graublauen Augen liegen tief eingebettet, wie wenn sie der blutheißen Wirklichkeit ausweichen möchten, auch der dünnlippige Mund, die reinliche, gutgeformte Stirne, sprechen von Entsagung und Abgewandtheit.

Der da wandelt ist außer seiner Wirklichkeit. Er bewegt sich, aber ohne Wahrnehmung, geht auf ein Ziel zu, bleibt aber unberührt von aller Innigkeit und Inbrunst der Schöpfung, ihrer unermeßlichen Fülle und Gestaltung, die jeden seiner Schritte umflutet. Er bleibt außerhalb, wandelt blind und taub und stumm dieser offenbaren Sichtbarkeit Gottes. Es ist beinahe wie Feindschaft in ihm gegen diesen Überschwang tropischer Urwelt. Er ist voller Abwehr, wo dieses heiße Leben ihn berühren möchte.

Er geht gesenkten Hauptes, mit hängenden, dem Greifen entwöhnten Händen, sie umschlottern ihn wie abgerissene Ranken. Er setzt Fuß vor Fuß und sucht seinen Weg durch diese heidnische Wirklichkeit, ohne eine Beziehung, ohne Liebe, ohne Erkenntnis des Bewußten und Unbewußten.

Weil er selbst in dieser dringlichen Innigkeit des Seins keine Heimat hat, sieht er in ihr die eigentliche Verführerin des ursprünglichen Menschen. Er fühlt es als seines Lebens Bestimmung, diese in dem Dunkel und der Dumpfheit vegetativen Seins verlorenen Wesen zu erlösen, ihnen das Licht des Heils zu bringen und ihren unerlösten Geist zu befreien. Er wird ihre Tiernatur besiegen und ihnen das Christusbild vorhalten, um diese irren Seelen aus ihrer Naturverfangenheit herauszureißen und sie dem in Gott wandelnden Menschen anzugleichen, durch seine Liebe.

Und dieser sein Trieb ist echt und bester Wurzel entsprossen. Tiefe Trauer dunkelt in ihm, wenn er jener unseligen falschen Apostel gedenkt, welche, wie vor Zeiten ein Savali und andere Gewissenlose, die Harmlosigkeit dieser Inselmenschen um eigennütziger Gelüste willen in die verworrenste Irre führten und seine eigene Arbeit so qualvoll vermühsamen. Immer aufs neue erschüttert, denkt er an jene Märtyrer der Liebe, an seine Brüder in Christo Paul und Gottfried, welche der „Messenger of peace" vor

Monaten mit ihm landete und die, der eine in Safatu, der andere in einer Dorfschaft Savalis, von gottverlassenen Eingeborenen mit Keulen erschlagen wurden. Er selber fürchtet nicht um sein Leben. Er weiß sich im Innersten opferbereit und vertraut der Macht seiner großen Liebe und weiß Gottes Beistand bei seinem Werke.

Er wandelt gedankenversunken und schreckt auf, da vor ihm im Grün Gestalten auftauchen. Zwei Mädchen. Sie lachen und schwatzen und wiegen ihm machtvoll entgegen. Es wird ihm heiß, wie er sieht, daß der felsige Pfad schmal ist und sie durch die brusthohen Farne ganz dicht an ihm vorüberschreiten müssen. Sie stehen vor ihm, lächelnd, in unangefochtener Unschuld. Die moortiefen Augen brennen in warmem Leben, die weit über die samtglatten Schultern fallenden festen Haare knistern vor Gesundheit, und ein süßer Odem drängt von den freien aufrechten Mädchenleibern dem bleichen Priester entgegen. Sie blühen in Kraft und Fülle, vollgliedrig, unverstaltet, wie eben frisch aus des Schöpfers Händen geschenkt. Des frommen Mannes Augen sehen an dieser lebendigen Segnung vorbei, indessen sein Mund freundliche Worte spricht. Widerwillen steigt ihm auf. Die geschulte Abwehr beherrscht augenblicklich sein müde gewordenes Blut, und doch wellt eine jache Röte über seine fahlen Wangen, hinauf bis zu den durchäderten Schläfen: die Schamröte des gebildeten Europäers über diese Fessellosigkeit und Erdenfreude.

Weiterschreitend sucht er den Eindruck zu verdrängen. Mitleid quillt in ihm, sein Wille strafft sich. Welch ein erhabenes Werk, diesen Menschen im Banne ihrer Sinne, ohne Erkenntnis und Selbstschau, die Gesetze europäisch-christlicher Sittlichkeit zu bringen, sie vor allem wach zu machen für ein schamvolles Wissen ihrer sinnlichen, entwürdigenden Leibesblöße. Gottlosigkeit und Unverhülltheit haben eine Wurzel. Mit der einen würde er auch die andere herausreißen. Ein feines Aufleuchten blüht auf seinem Entsagunggesichte, wenn er sich also als das Werkzeug höherer Menschenbildung in der Zukunft tätig weiß.

Mit besonders freudiger Genugtuung denkt er an seinen getreuen Freund Fauea, den Großhäuptling im Bezirke Aana, diesen ersten, den er zu Gott, dem Herrn, geführt hat, und der, obwohl noch völlig heidnisch befangen, doch seine Seele dem göttlichen Lichte geöffnet, sich ihm zum Mittler und Werkzeug angeboten und auch wirklich schon bewährt hat. Heute nun soll er, der Großhäuptling, und seine ganze Dorfschaft die Segnung der heiligen Christentaufe empfangen.

Der Gottesdiener beflügelt seine Schritte. Er ist begierig zu er-

fahren, was Fauea abgehalten haben mag, ihn, wie versprochen, zu der bedeutsamen Handlung von seiner Station abzuholen. Der Großhäuptling hat zu dringlich versichert, wie er die Weihe herbeisehne, daß, sie hinauszuschieben, nur ganz triftige Gründe vorliegen können. Was mag geschehen sein? Unruhe und Ungewißheit trieben ihn nun alleine die unbekannten, schwer auffindbaren Pfade hierher.

Er atmet auf, als die Dorfschaft zwischen Bananenstauden auftaucht. Brünstiger Singsang schallt ihm entgegen. Geschmückte Gestalten eilen zwischen geschmückten Hütten. Leben und Lautsein tönt. Kaum daß der Gottesmann in Sicht kommt, eilt ihm Fauea strahlend entgegen, in einen weiten Goldmantel von Freude und Liebenswürdigkeit gehüllt. „Bote des Herrn, sei mir und meinem Dorfe willkommen! Große Ehre bringst du, da du kommst zur großen Stunde." Seine starken, violetten Lippen kräuseln sich auf, seine dichten Augenbrauen tanzen.

„Ich wartete lange auf dich, Fauea", sagt der Gottesmann und legt seine blasse, schmale Rechte vertraut auf den Goldarm des Riesen. „Ach Herr, du tatest Unrecht daran, es gibt ja so viele Zeit", entgegnet Fauea voll Ruhe. Sein Leib duftet von wohlriechenden Ölen, die mächtige Tapamatte, die ihn umgürtet, knistert.

Der Häuptling geleitet seinen Gast durch die herzueilende Menge zu der Breite des Dorfplatzes. Hier wogt festliches Leben. In Gruppen lagern üppig aufgeputzte Gestalten. Sie bilden einen Halbkreis um ein abgesondert auf einem Thron von Matten sitzendes jugendliches Sonnenwesen. Aus einer Umschalung von goldgelben Matten, mit schreiroten Federn durchwirkt und umsäumt, rankt aufrecht ein junger Leib empor, straff, mit runden Schultern und prallen, seitlich stehenden kleinen Brüsten, von reichem Schmuck umhängt. Blumengewinde tropfen an ihm herab, ein dichter Kranz aus schwefelgelben Kelchblüten umwindet das dunkle Kraushaar, das, hoch und ausgebreitet, ein gar freundliches Kindergesicht umrahmt. Zwei bernsteinfarbene Augen strahlen Seligkeit und Willigkeit. Wie in Verzückung hält das Mädchen die runden Goldarme von sich gestreckt, die schmalfingerigen Hände geöffnet.

Fauea tritt nahe an die Thronende heran. Seine Funkelaugen verbinden den hohen Gast und das Mädchen und künden stolz: das ist sie. Rede strömt von seinem Munde, wohllaut, liebenswürdig, bildertrunken. Der Sinn möchte also lauten: Du begreifst hoher Herr — über allem steht das Leben. Ich bin im Begriff, dieses liebliche Menschenwesen zu meinem Weibe zu machen. Danach kommt Gott und die Taufe.

Der Gottesmann weiß nun die Ursache der Verzögerung. Er sieht die blauen Perlen, die er Fauea geschenkt hat, am Halse der Schönen, und er begreift, daß er selber seinem Freunde die Mittel zu wirksamer Brautwerbung gegeben hat.

Der Häuptling erspürt feinen Sinnes die Enttäuschung seines Gastes, obschon er sie nicht begreift. Aufmunternd lädt er ihn ein, es sich wohl sein zu lassen und die Freuden des frohen Festes zu teilen. Er geleitet ihn in das Haus der Gäste und macht ihn umständlich und mit vielen Worten mit den Erwählten ferner Sprengel bekannt.

Indessen naht eine Schar alter Frauen. Sie machen einen Reigen um die Hütte und verkünden das Lob des Bräutigams und seiner Ahnen. Sie wiederholen, andere Gruppen stimmen ein, immer lauter tönt der Lobgesang auf den künftigen Ehemann. Alsbald beginnt auch die Braut eine Preisung ihres Geschlechtes und ihrer Ahnen. Ihre helle Stimme überklettert die anderen, plötzlich verstummen diese, und alle Blicke gehen zu ihr, dem bräutlichen Wunder.

Es nahen zwei Tulafale, Fauea an seine Pflichten zu erinnern: „Herr, es ist alles bereit, das Volk ist auf dem Malae[1]) versammelt und harret deiner." Der Gerufene verneigt sich vor seinem Gaste, empfiehlt ihn seinen braunen Freunden und folgt gewichtig den beiden Sprechern.

Die geleiten ihn zu einer blendend-weißen, zottigen Matte. Fauea läßt sich vor ihr nieder, mit ihm die Sprecher, in feierlicher erwartungvoller Haltung. Das Volk ist still. Man hört das Herabrascheln der dürren Brotfruchtblätter. Die Geleiterinnen der Braut lösen die Mattenschnüre, die Jungfrau steigt aus der Fülle hervor, nur noch angetan mit einem Flechtrock; sie hebt ihn hoch bis zu den Achseln auf und schreitet, gesenkten Hauptes, den drei Männern entgegen. Die Menge gerät in große Bewegung. Alle verfolgen, mit vorgeneigtem Körper, jeden Schritt, jede Bewegung der Häuptlingsbraut.

Demütig und doch würdig naht sie der weißen Matte, läßt sich auf die weiche Fülle niedergleiten, öffnet ihren Schoß und rankt ihre Arme um den Nacken des Geliebten. Der neigt sich und erkundet mit raschem, hartem Stoß die Sittsamkeit seines Mädchens. Blut tropft auf die weiße Matte, das sichere Zeichen der Unberührtheit und Unschuld. „Sie ist für rein befunden!" verkündet dröhnend der Tulafale. Jubel braust auf. Und nun läßt die Erkannte die letzte Hülle gleiten und schreitet zurück in den Kreis

---

[1]) Dorfplatz.

ihrer Hüterinnen. Sie umschlingen die Gefeierte, reiben ihre Nasen aneinander und geleiten sie in die verhangene Hütte des Häuptlings, daß sie ihm gehöre.

Einer allein sitzt stumm und bleich inmitten der jubelnden, tosenden Festgemeinsamkeit, erstarrt über das Geschaute, tief gepeinigt von der Roheit solcher Sitte. Wie soll er dieses Erleben je in sich auslöschen, wie sich davon reinigen! Triebhaft zieht er ein kleines Evangelium aus der Tasche und neigt sich. Die Worte tanzen vor seinen Augen ohne Sinn; sie werden überschrien vom Getose um ihn her.

Jetzt tragen die Sprecher die Zottenmatte im Triumph vorüber; sie halten sie dem bleichen Manne entgegen; sie deuten auf das rote Blutmal in der Mitte mit ihren Blicken, die besagen: Siehe her, sie ist rein und keusch, wie es sein muß. Ein Alter an seiner Seite stößt ihn an und deutet gleichfalls mit seinem Fliegenwedel auf das Zeichen. Der Mann des Wortes nickt; seine Augen sind wie ausgelöscht, und seine bleichen, mageren Finger drehen das heilige Büchlein.

Immer gelöster und lärmender wird die Volkheit um ihn her. Es wirbelt ihm vor den Augen, ein Schwindel befällt ihn. Duftende Tänzerinnen in ihren kurzen Baströcken schreiten vorüber, wiegen ihre Hüften, lachen mit ihren blitzenden Zähnen und lustblühenden Augen. Alles lacht, singt und tanzt, die Grauhaarigen klatschen auf aufgerollten Matten den Takt dazu. Alle springen und hüpfen, die Sitzenden wiegen die Oberkörper oder wackeln im Rhythmus mit den Köpfen. Nur der bleiche Mann sitzt unbewegt, wie ein Steingebilde, inmitten der rauschenden Freude, innerlich bebend vor Verlassenheit und Fremdsein.

Er flieht im ersten Augenblick, da er sich unbemerkt weiß, in die Einsamkeit des Urwaldes; er flüchtet zu seinem Gotte und bittet ihn in inbrünstigem Gebet um die Kraft, diese Hölle durch seine Liebe zu läutern, diese in Lust und Unzucht verlorenen heidnischen Kinder ihm, dem Vater aller Erdenkinder, gewinnen zu können.

Zwei Tage währen die Festlichkeiten, und nur einmal besinnt sich Fauea auf den Gast: „Herr, auch du solltest heiraten, — alle Mädchen Samoas warten auf dich.“ Er meint es ernst und versteht es nicht, daß der Gottesmann sich wendet, als habe er ihm eine abgestandene Kawa gereicht.

Am dritten Tage aber kommt er nach Sonnenaufgang in die Gasthütte des Dorfes und sagt fröhlich-würdig: „Herr, deine Stunde ist gekommen.“ Er geleitet den Priester auf den weiten Malae, wo die Dorfschaft und ein Teil der Gäste versammelt ist.

Man hockt im Geschatte der Palmen und Mangobäume, die Mädchen und Frauen auf der einen, die Männer auf der anderen Seite, im Außenring die Kinder.

Die beiden Nahenden werden stumm mit ehrfürchtigen Blicken begrüßt. Sie treten in die Mitte. Faueas Augen kreisen in die Runde, er reckt sich und beginnt: „Seid gegrüßt, Freunde und Brüder, Schwestern, Töchter und Söhne des Landes! Gegrüßt sei uns vor allem seine Hoheit, der erhabene Diener des weißen Gottes.

Er ist zu uns gekommen aus ferner Welt, uns das Licht zu bringen und uns aufzunehmen in die große Aiga [1]) der Christenheit. Liebe Brüder, die Zeit ist vorbei, da wir umherirrten wie Kinder, die ihre Hütte nicht finden können, da unser Herz nicht die große Liebe kannte und unsere Ohren noch taub waren für das Wort Gottes.

Der Diener des Herrn führt uns zu Gott und lehrt uns ihn lieben. Wir verehren ihn darum als den Bringer des Lichtes, als den Sprecher des großen Geistes, den der Weiße Gott nennt.

Er lehrt uns als erster, wer und was Gott ist und führt uns von unseren alten Göttern fort, die irre Götzen sind, weil sie den wahren Gott nicht in sich haben. So laßt uns denn aufhören, die Sterne der Nacht anzubeten, die Kraft des Feuers und Sturmes und laßt uns alleine dem Gotte dienen, der unsichtbar über den Wolken thront und auf uns herabschaut bei Tag und zur Nacht.

Gott hat uns als erstes durch seinen Diener das Gebot gebracht, daß wir friedlich untereinander leben sollen als gute Christen, daß wir einander lieben und nicht mehr töten sollen. Das ist sein höchstes Gebot. Und wenn auch nicht jedem von uns die Erfüllung dieses großen Gebotes leicht fällt, so vertrauen wir uns alle doch seinem Diener an, seit wir Gott als den größten Häuptling und Herrscher Himmels und der Erde anerkennen. Ehrfürchtig vernehmen wir seine klugen und großen Worte, die uns stärker in der Liebe machen, die uns immer mehr mit seinem heiligen Geiste erfüllen werden."

Am Riff tost die Brandung.

Fauea tritt einen Schritt zurück und weist auf die feingliedrige Gestalt an seiner Seite, die kümmerlich erscheint und von des Häuptlings gewaltiger Leiblichkeit um Armeslänge überragt wird.

„Liebe Brüder, betrachtet euch einmal diesen Mann! Vergleicht euer Aussehen mit dem seinigen. Sein Kopf ist bedeckt mit einem

---

[1]) Familiengemeinschaft.

schützenden Dache, während der eure den Strahlen der Sonne und der Nässe des Regens ausgesetzt ist. Sein Leib ist vom Kopfe bis zu den Füßen bedeckt mit schönen, dunklen Matten, um die Sünde, die im Fleische sitzt, zu verbergen. Weil wir dies nicht wußten, begnügten wir uns mit einem Titi um unsere Lenden. Aber, wie der Bote Gottes mir noch an diesem Morgen versicherte, es ist der Wille Gottes, daß auch wir uns voreinander verhüllen. Ja, ein wahrer Christ hat eine Bekleidung für seine Füße. Die unsrigen sind nackt wie die der Tiere im Walde. Der Bote des Herrn verspricht uns seinen Beistand, daß auch wir uns zu kleiden lernen wie die Christen und somit vollkommene Kinder Gottes werden."

Fauea spricht lange, er entwickelt alle Vorzüge des weißen Mannes, seine Hörer sind hingerissen. Aller Augen hangen bewundernd und mit sehnsüchtigem Begehren an dem Diener Gottes, der so viel Reichtum und Zauber in seiner kleinen, dunklen Gestalt gefangen hält.

Bewegung läuft durch die Reihen, als der Gepriesene endlich selber das Wort ergreift. Die Stimme hat keinen Widerhall wie die Stimme Faueas, man muß angestrengt lauschen, einige Greise rutschen sachte näher, und Fauea zwingt mit Zornesblicken die Jugend, die sich nicht mehr bezwingen kann, zur Ruhe.

Der Gottesbote beginnt: „Um in die Gemeinschaft der Christen aufgenommen zu werden und in das himmlische Reich zu gelangen, hat Gott die heilige Handlung der Taufe eingesetzt. Die Taufe ist das Zeichen, daß der in die christliche Kirche Aufgenommene bereit ist, seine Seele von allen Fehlern durch die Wahrheiten der christlichen Religion zu reinigen. Denn ohne das Halten der göttlichen Gebote ist die Taufe vergebens und hat keinen Nutzen.

Gott hat mich zu euch gesandt, einen jeden von euch zu fragen: willst du aufgenommen werden in die Kindschaft Gottes? Willst du ein Leben der Unschuld und Gottesnähe beginnen? — Ihr antwortet: ja, wir sind bereit, Herr, gib uns dein Licht, gib uns die Taufe, auf daß wir uns nennen Christen. Also tretet denn her zu mir, daß ich euern Wunsch erfülle und einen jeden von euch taufe im Namen der Einen Dreieinigkeit, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes."

Fauea ist der erste, der neben dem Priester niederkniet. Jetzt ist er ihm gleich an Größe, und er muß sein Haupt noch neigen, um die segnende Besprengung zu empfangen. „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes." Faueas Augen werfen Funkelstrahlen, da er sich wieder erhebt, er sieht an sich hinab und

dreht sich um sich selber, wie wenn seine Heiligung ihm nun auch sichtbarlich anhangen müsse.

Zögernd folgen andere Häuptlinge, die Hochadligen aus vornehmem Blut, dann die Sprecher, und, diesen folgend, alle Männer und tatauierten Jünglinge. Alle neigen ihre Knie vor dem Mattenaltar, einige in Erregung, andere scheu oder furchtsam, einzelne halten ihre Augen geschlossen oder lächeln und erhaschen die Tropfen, die von ihren geölten Schöpfen rinnen. Einer tritt heimlich zum zweitenmal in die Reihe. Er will seiner Sache gewiß sein. „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes."

Nachdem das Taufbecken, eine Kawaschüssel, nochmals bis zum Rande mit frischem Flußwasser gefüllt ist, winkt der Täufer den Frauen und Mädchen. Sie nahen demütig, die Hände auf den Rücken oder den Kopf verlegen zur Seite gelegt. Einzelne sehen furchtsam und bekümmert aus, andere machen große, neugierige Augen oder zeigen ihre schönen Zähne. Eine nimmt einen Anlauf und kommt in weiten Sprüngen herbeigerannt. Eine wieder weint und betet laut zu ihrem Hausgotte. Einmal gibt es Lärm und Gedränge unter den Zukommenden. Als der Geistliche seine Augen hinwendet, stieben alle auseinander; Fauea muß sie einzeln wieder herbeiholen, bis auch die letzte das heilige Naß empfängt.

Zum Beschluß kommen die Kleinen und Kleinsten. Der größere Teil muß geführt werden. Die Furchtsamen schlagen mit Händen und Füßen um sich, brüllen und bekommen vor Zorn und Angst dunkelviolette Köpfe. Einer strampelt das Taufbecken um und entwischt. Er wird eingefangen und an Händen und Füßen wie ein Ferkel herbeigeschleppt.

„Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes." — Als die letzte heidnische Seele die heilige Taufe empfangen hat, neigt sich der Bote Gottes tief, faltet seine Hände und betet laut ein schönes Dankgebet. Erschöpfung zeichnet sein Antlitz. Fauea naht und richtet die Frage an ihn, ob das große Ereignis auch wohl Anlaß zu einer festlichen Begehung sei. Die fettesten Schweine seien bereits gerichtet, dazu viel Taro und Yams, und die Tänzerschar warte nur auf ein Zeichen. Der Priester wehrt und versichert Fauea, daß Gott die Stille liebe und magere Kost für seine Kinder und daß ihn nichts mehr freue, als wenn ein jeder in erhebenden Gedanken unter sein Hüttendach zurückkehre, würdig der Gnade, die ihm zuteil geworden.

Der Häuptling lächelt; doch in seinem Herzen ist Enttäuschung. Liebt Gott, der neue Herr, denn nicht die Freude, nicht Tanz und nicht Gesang?

Gastgeschenke

Der „Messenger of peace“ hat auf Tutuila Brüder vom heiligen Wort gelandet, Franz und Aloysius. Noch rastet das mütterliche Missionsschiff verankert in dem bergenden, tiefeinbuchtenden Hafen von Pago-Pago. Breit und schwarz, wie eine Schabe in tiefer Pfütze, liegt es auf dem fahlgrauen Wasser. Seine Bewohner schlafen. Auch die Nachtwache ist eingedämmert.

Ein linder, kühlender Salzhauch weht über die Wasser. Draußen, weit, tönt die Stimme der Brandung, wie der Atem eines schlafenden Riesen. Die Feuer rings in den Dörfern am Strande sind erloschen, der Sang der Inselkinder ist lange verstummt. Alles schläft. Zuweilen irrt aus dem Schwarz des Ufers ein Schrei der fliegenden Hunde. Wie abgerissene Schattenfetzen flattern sie am Himmel vorüber und fallen zurück in die Dunkelheit der Bergkuppen, die alles Festumrissene in sich einschlucken, in samttiefe Schwärze einbetten. Alles Lebende ist eingegangen in Ruhe, in Entspannung. Alles, alles schläft.

Und doch ist ein Winkel, in dem die Wachheit, die Lebensinbrunst und der heißeste Blutwille lebt. Tief unten im hölzernen Zellenleibe des „Messenger of peace“ feiert ein Geschlecht seine Liebesnacht, tönt eine nur feinsten Sinnen vernehmbare Musik. Sybillenfeine Tänzer und Tänzerinnen, zartgefügte und durchsichtig geflügelte Leiber tanzen ihren Wollustreigen über Erdölfässern und Zwiebackkisten; sie gleiten über alle festen Körperlichkeiten dahin, schnellen hinauf gegen die klebrige Decke und senken sich im rhythmischen Gewoge ihrer zugeborenen Gesetze. Der Tanz der Wärme und des letzten Lichtschimmers, der Liebe und der Erdenfreude.

Wundersame, feinhaarige Federbüsche durchfächeln den Raum, schwingen und tasten, stoßen gegen das staubvergraute Bullauge, das die Freiheit der Nachtdämmerung versperrt. Ein einziger Drang treibt sie. Doch die hauchfeinen Federtaster biegen sich an den harten Grenzen, die Sybillenleiber schnellen zurück in die feuchten Dunkelheiten der Winkel. Wieder und wieder bestürmen die Tänzer als webende Schar das bleiche, lockende, undurchdringliche Lichtauge. Sie gleiten daran ab, einzelne mit zerbrochenen Leibern, Opfer ihrer eingeborenen Sehnsucht. Wilder wird der Drang der kleinsten Wesenheiten hinaus aus dieser Enge des Zufalls.

Im wirbelnden Trieb des Aufstrebens prallen sie unermüdlich gegen die Decke, streichen zornig empört unter ihr hin. Oben dröhnen Schritte. Die Nachtwache auf der Runde. Eine Luke kreischt in den Angeln. Eine Umstellung der Sphäre geht vor sich. Die sybillischen Empörer werden hochgehoben vom nächtlichen Hauche.

Der Himmel spannt grau, doch licht und hell gegen die Schwärze alles Festen. Ein Ton sirrt auf, ein Silberton, durchdringend alle Sylphen. Und eine feine, singende Wolke hebt sich aus der dumpfen Haft lang-langer Zeit hinaus in die Freiheit einer linden Tropennacht.

Taumel der Wonnen durchbeben die Organismen. Die Geschlechter, zu Paaren vereint, treiben über die dunkle Bucht dahin, der Verschwiegenheit flüsternder Urwaldwipfel und wogender, baumhoher Farne entgegen, ihrer neuen Heimat zu; als die Urahnen kommender Geschlechter, einer Lebensgemeinschaft, in der keine Zahlenreihe mehr ausreicht, ihre Glieder zu ermessen, deren Macht und Wesentlichkeit bestehen bleibt, als Begründer des unzerstörbaren Reiches der Moskitos. — —

Die Menschen im Schiffe haben keinen Anteil an dieser verschwiegenen Weltengründung. Sie denken oder sie träumen von Heilsbekehrung und Erlösung der Menschheit durch das Wort. Sie stehen auch im Schlafe im Banne der Sichtbarkeit und Wirklichkeitnähe. Ihnen entgehen die Zusammenhänge zwischen dem Werden und Sein.

Noch steht die Mitternachtstunde. Zwischen den Kisten und Büchsen und Fässern in der Schiffstiefe regt es sich dem Luftstrome entgegen. Ein fettes, spitzschnäuziges Gesicht mit langen Barthaaren giert aus dem zusammengeballten Gehäufe von schmutzig-fettigen Putzlumpen und Holzgenage hervor, schnuppert begehrlich empor. Vierbeinig springt etwas auf und rasselt, einen langen, häßlichen Schwanz nachschleifend, über die Kisten, mit feinen Pfiffen weckend.

Überall erschnüffeln spitze Nasen die köstlichen Düfte reifer, süßer Früchte. Und die Bartschnauzen, die monatelang nur harten Schiffszwieback, stinkende Papierabfälle und Knochenreste benagten, sie gieren in Witterung der lebendigen Nahrung. Aufruhr poltert im tiefen Schiffsraume. Die Vierbeine rasseln, ihre Schnauzen wühlen in allen Ecken, zwischen allen Fugen, in allen Unrathaufen.

Da! Eines hat die rechte Fährte. Es springt auf den Rand der Luke, wittert in die Nachtluft hinaus und saust aufs Schiffsdeck hinunter. Ein Pfiff, und die Horde folgt. Wie geschossen jagen die

Tiere. Sie umklettern das Fahrzeug von oben bis unten, erklettern alle gespannten Taue, rasen von den Masten zu Boden, springen, krallen sich ein in die kleinsten Fugen der senkrechten Außenwände, rutschen, suchen, gieren. Überall Wasser, nur Wasser.

Schon klettert, den dicken Kopf vorangestreckt, das Leittier eine Ankerkette hinunter, behutsam, bis hinab zu der letzten Kettenschlinge balancierend. Die Schnauze bestreicht das Wasser. Instinkt mißt zum Ufer hinüber. Der graue Leib schiebt sich vor, die kleinen Füße paddeln in Emsigkeit, der lange Schwanz steuert. Und der graue Schwimmer zieht in gerader Linie dem Ufer zu. Die ganze Horde folgt. Auf dem Wasser schimmern kleine Bahnen fächerbreit auf, neben- und hintereinander, durchschneiden sich, zeichnen eine deutliche Fährte. Leises Plätschern und ein Piepsen tönt.

Das Land ist erreicht. Ein Schütteln, ein Prusten, ein Niesen und Schnauben. Und dann ein wildes Herumjagen. Freiheit und Nahrung, Nahrung in Fülle und ohne Suchen. Schon zerren die Mäuler an einer zerborstenen Kokosnuß, verschlingen die sperrenden Rachen fette Nachtkäfer und Mangofrüchte in eins. Die grauen Leiber füllen sich, bis sie runden, grauen Bällen gleichen.

Die Eingeborenen lagern auf ihren Matten. Sie träumen von den Lichtbringern, die die Weihe des Lebens in goldenen Schalen aus weiter Ferne in ihre Weltvergessenheit hertragen. Keiner der Goldhäutigen ahnt es, daß in dieser Nacht ein neuer Lebensgenosse der Schöpfung auf seinem reinlichen Eilande seinen Einzug hält. Das Schicksal vollzieht sich. Die Nacht verbirgt die Schändung. Die Ratte ist eingekehrt in die Südsee. — —

Es naht der Morgen. Das Frühlicht trinkt die Dunkelheit. Sammetschwarz wird zu Grün und Gold. Die sybillischen Tänzer und Tänzerinnen schlafen im Geschatte des dichten Mangolaubes ihrer neuen Heimat. Die gefüllten Leiber der Graupelze haben ihr Lager zwischen Basalttrümmern und Lava bezogen. Sie schnaufen vor Vermehrungswillen. Männchen und Weibchen drängen zueinander.

Der „Messenger of peace" liegt in Sonne, klarrandige Schatten überschneiden das Deck, die Matrosen arbeiten morgenmunter. Am Mittag soll der Schoner in See gehen, anderen verlassenen Eilanden zu. Ein Boot wird herabgelassen. Die Brüder vom heiligen Wort wollen Abschied nehmen von Bruder Franz und Aloysius. Die beiden stehen, inmitten vielen Volkes, am Ufer. Der Häuptling Siala tritt unter die dunkelgewandete bleichgesichtige Schar. Er lädt alle nochmals zu sich ein ins Fale tele. Faga und Simalua, seine Töchter, frisch vom Morgenbad, lächelnd vor Le-

bensfreude, breiten nochmals die schönen Matten aus. Man läßt sich nieder. Die Brüder ziehen die schwarzen Röcke hoch beim Sitzen, die blankgewichsten Zugstiefeln, die baumwollenen Socken, grau wie Rattenpelze, das bleiche Weiß der sonnenfernen Beine wird bei einzelnen sichtbar.

Man spricht vom günstigen Wetter, vom Monsun und der Güte gebackener Schildkröten. Siala lacht, lacht schütternd: „loe — — ioe — —“ gebackene Schildkröten. Seine Bucht ist eine einzige große Schildkrötenschüssel. Er schwingt seinen Fliegenwedel und lächelt, ein Lächeln ohne Grund, ein Jasagen zum Dasein. Zwei Fettfalten ziehen sich oberhalb der Tapa um seinen blanken, geölten Leib, wie eine lebendige Gürtung. Sobald Siala lacht, sperren diese Falten über dem Nabel wie ein happendes Fischmaul. Es ist eine Eigenart seines Leibes, sein besonderes Kennzeichen, ihm selber unbewußt; doch der Augenblick gibt Schicksal und Bedeuten.

Eben krabbelt ein kleines braunes Pünktchen über Bruder Aloysius schwarzen Rockkragen herauf. Keiner bemerkt die neuherzutretende Erscheinung, obwohl sie Leben und Eigenwillen genugsam zeigt. Ein Raubtier von kleinsten Maßen. Es hält stille auf der Höhe der Kragenbiegung, neigt sich und springt in hemmungsloser Blutgier unmittelbar in die kleine Bauchfaltenöffnung des lachenden Häuptlings hinein. Und das fleischige Tor schließt sich, dem Anreize folgend. Ein kleiner Saugrüssel bohrt sich in das blutheiße Goldfell ein und schlürft in vollen Zügen. Eine braune Hand streicht über die Rundung der Falten. Der Eindringling ist, bauchgespannt vor Fülle, an der Quelle seiner Begierde eingeschlafen.

Die fleischige Höhle birgt und verbirgt die Urmutter, die erste wohlbefruchtete Zeugerin eines starken Geschlechtes, als eine der vielen ungebetenen Gaben der fernen Welten: den Floh.

Bruder David, der Älteste unter den Missionaren, betet zum Abschied: „Herr, sei unserem Werke gnädig!“ Der Häuptling Siala lächelt, und als die Sonne den Mittagsbogen spannt, verläßt der „Messenger of peace“ den Hafen, der „Bote des Friedens“.

Der erste Händler

Die Errichtung des Woolworth Building auf Manhattan hat nachmals kaum mehr Staunen erregt, als der Bau eines Holzschuppens durch einen Papalagi in der Nähe der winzigen Dorfschaft Matafele auf der Insel Upolu. Es ist eines der aufregendsten und folgenschwersten Geschehnisse, von dem Generationen sprechen, wie von dem Beginn eines neuen Zeitalters, das sich tief einspürt in die Seele der Inselkinder; ein Wendepunkt ihrer Geschichte und Prüfstein für die Festigkeit ihrer Psyche und die Beharrlichkeit ihrer Traditionen.

Das Geschehen gibt sich zunächst einfach; ist in der Spiegelung ihres Geistes aber schon unerhört, an Zauber grenzend, die Sinne aufrührend, den Geist beschwingend und nährend. Als erstes geschieht ein Aufrichten und Einrammen von etlichen Balken. Dieses Geschehen ist Umsturz, Neuzeit, weil nie dagewesen und völlig sinnverhangen. Diese Balkenbäume sind vierkantig, nicht rund wie die Pfosten der Dorfhütten seit Zeiten, sie haben scharfe Ecken und lassen sich auf- und aneinanderlegen wie glattgewaschene Steine.

Die gesamte Dorfschaft hockt im Kreise ringsum und staunt, hingerissen, ganz Neugierde und Erwartung, überwältigt durch die Unerhörtheit des Tuns. Der weiße Mann ist im Besitze niegeschauter Werkzeuge, in denen geheime Kräfte wirken, vor denen das Holz ausweicht, sich rundet, sich biegt, glatt und blank wird; wobei es aufschreit und Locken speit wie Brandungsschaum. Unter der Hand des Papalagi sinkt der stärkste Baum; er stößt ihm ein gezacktes Schwert durch den Leib, zieht es hin und her; das Holz schreit auf, gibt nach, teilt sich, wird zu dünnen, platten Flächen. Nachdem auch diese blank gemacht sind und eine der anderen gleicht in Länge und Breite, legt sie der Papalagi gegen die kantigen Bäume, treibt mit einer harten Kinderkeule spitze, blitzende Zähne hinein, und die dicken Holzmatten haften fest. Sie lösen sich nicht mehr, obschon kein Kokosfaden sie gebunden hält.

Solches Wunder kann nur durch die Begnadung der Götter geschehen. „Du bist die wahre Hoheit. Du hast alles Licht und alle Kraft in deinem Haupte, Herr!“ versichert der Häuptling in großer Ehrerbietung. Das Ereignis im Bereich seiner Dorfschaft beglückt ihn. Es hebt sein Ansehen, bringt den Namen seines Sprengels hoch zu Ehren. Der Fremde ist Gast des Dorfes. Man verhätschelt und verwöhnt ihn. Wenn er müde ist vom Werk, muß er sein

Haupt in den Schoß einer Schönen legen, sich die Schläfen streichen und die Glieder klopfen lassen, bis der Schlaf ihm kommt. Wehe dem, der durch Lautheit den ruhenden weißen Mann dann stören wollte! Er steht im Schutze der traditionellen Gastfreundschaft, und er hat dafür nichts zu vergelten, als in seiner Weise zu sein und zu wirken.

Viele aus dem Lande eilen herbei; es ist ein Gehen und Kommen in dem Dörfchen Matafele. Auch der „Misi Joane", der Missionar, erscheint von Zeit zu Zeit von Malua herüber und sieht, wie der Bau aufwächst. Er scheint in den Zauber eingeweiht. Er greift beim Kommen und Gehen nach der Hand seines weißen Bruders; sie schütteln einander und lachen und sagen den harten Gruß ihres Landes.

Noch ist niemand hinter die Bedeutung und den Nutzen dieses sonderlichen Gebäudes gekommen. Die Neugierde wächst. Auch die Gescheitesten haben nur Vermutungen, mit denen aber nichts anzufangen ist. Der Papalagi hämmert immer mehr dicke Holzmatten an die Vierkantbäume an; ein dunkler Raum entsteht, in den nicht die Luft des Meeres, noch das Licht der Sonne hineinfindet. Nur an einer Stelle ist eine Öffnung gelassen, die aber auch wieder geschlossen ist mit hautdünnen Platten, wie aus hartgewordenem Wasser. Sie schimmern gleich einem abgehobenen Spiegel der Lagune. Niemand wagt diese Fläche zu berühren, die gefährlich sein und viel Lüsternheit nach dem Blut des Menschen haben soll. Als der Papalagi einmal dagegenstößt, macht sie Zeichen, als habe sie eine Apogaleveleve[1]) im Leibe.

Das Lustigste an der neuen Hütte ist das Dach. Es hat keine Wölbung, es ist flach und hart; man könnte gut darauf sitzen, wenn es glatt wäre; aber es hat Wellen wie das Wasser der Lagune, wenn leichter Wind aufkommt. Wenn der Regen darauf fällt, springen die Tropfen hochauf und machen eine lustige Musik. Das Wasser läuft in Bächen schnell davon ab. Das Ganze blinkt und blitzt in der Sonne wie die Innenseiten der Seemuscheln. Damit der Papalagi in seine Hütte hineingehen kann, hat er ihr einen Flügel gegeben, der vor einem hohem Einschlupf hin- und herschwingt. Wenn er fortgeht, legt er den Flügel an, steckt einen verschnörkelten Stab in ein Loch, eine Zunge schnappt zu und hält den Flügel fest, bis der Papalagi zurückkehrt, den Stab in das Loch und den Flügel wieder auftut.

Die Bewohner von Matafele stellen keine Vergleiche an zwischen der eigenen Bauweise und der des Fremdlings. Wie ihre

---

[1]) Spinne.

Hütten ihrem Sein entwachsen, so nehmen sie auch die Holzhütte als die naturhafte Umschalung des weißen Mannes in Bewunderung hin, wiewohl ein jedes Geschehen mit und um den Wunderbau beachtet, vielfach beredet und erwogen wird.

Ihre Erlebnis- und Erfahrungmöglichkeit wird wesentlich beschnitten, weil der Papalagi alsbald sein Werk nurmehr im Innern der Hütte weiterführt. Gelegentlich noch erhascht man eine Wahrnehmung, wenn der Flügel am Einschlupf geöffnet steht; sonst hören sie nur ein Klopfen, das Kreischen und Zornen des Holzes. Infolgedessen stockt das Interesse zeitweilig. Vereinzelt hockt noch einmal ein Dörfler auf dem Schauplatz und denkt der sonderlichen Gestaltung nach.

Eines Tages dann — der Misi Joane von Malua ist auch da — ruft der Papalagi den Häuptling, lädt seinen Sprecher, die Taupou und Würdenträger ein, das vollendete Werk zu betrachten. Behutsam treten die blumengeschmückten Gestalten herein. Einer schaut zurück, ob der Flügel nicht plötzlich zuschlage, ihnen ein Bein oder einen Arm abreiße oder sie ganz verschlinge wie die tückische Pulepule[1]) am Riff. Doch der Flügel bleibt unbewegt. So schauen sie begierdevoll geradevor, und alle stehen in maßlosem Erstaunen. Die Fülle berauscht ihre Sinne wie eine überstarke Kawa. Da stehen und hängen an den Wänden, da liegen auf freischwebenden quergestellten Holzmatten wundersame Dinge; zunächst hat man keine Kenntnis ihres Zaubers.

Doch der Papalagi ist bereit, ihren Augen alles zu enthüllen, sie einzuführen in die große Machtsphäre des weißen Mannes, von der Misi Joane unaufhörlich erzählt hat. Schon hält er etwas empor, es gleicht einem blinkenden Palmblattende an einem Holzgriff, und berührt, darüberhingleitend, ein Tarostück, es bricht auseinander mit glatten Flächen, teilt sich zu dünnen Plättchen. Er streicht einen Holzstab mit dem Wunder, der wird spitz und dünn; er spaltet ihn in Stücke, als sei er weiche Brotfrucht. Dieses Wunder erhält der Häuptling zum Alofa. Der hebt es behutsam empor an die Stirne, seine umbuschten Goldaugen lachen vor Beglückung.

Auch der Sprecher erhält ein Alofa. Eine scharfkantige Hülle, darin ein kleines Viereckkanu, das man aus- und einziehen kann, und in dem, neben- und aufeinandergeschichtet, ganz dünne, kantige Hölzchen lagern, alle mit einem feuerroten Köpfchen. Der Papalagi nimmt eines heraus, reibt das Köpfchen an einer der

---

[1]) Riesenmuschel.

Hüllenseiten, und Feuer flammt auf, schnell wie ein Atemzug. Nun reibt auch der Häuptling solch ein Hölzchen an, und auch dieses bringt Feuer. Alle dürfen ein Feuer aufwecken; sie halten das Hölzchen fest, bis es die Finger beißt; es dünkt sie eine große Nachlässigkeit, es verlöschen zu lassen, ehe eine Herdstelle damit gezündet ist.

Nun greift der Papalagi tief in einen Holzleib, der die Form seiner Hütte, aber ein aufklappbares Dach zeigt, und hebt eine Matte hervor. Sie ist leicht und dünn und leuchtet in den Farben der Korallenwälder am Riffgürtel. Fremdartige Blumen sind darauf gemalt, Formen und Schlinglinien wie die Lianen des Urwaldes. Auch Matten mit nur einer Farbe kommen zum Vorschein, blau wie ein Stück des Himmels, blendend weiß wie der Korallensand am Strande. Der weiße Mann breitet alle seine Matten aus, legt sich eine um seine Hüften und reicht der Mädchenkönigin die allerschönste. Die flötet wie ein lockender Vogel, reibt ihre Nase an der weichbunten Matte, wirft ihren steifraschelnden Grasgürtel ab und umgürtet ihre Lenden mit der Köstlichkeit. Alle müssen sie bewundern, die Alten schlagen sich auf die Schenkel vor Freude.

Plötzlich hält der Papalagi eine runde, blinkende Scheibe dicht vor ihre goldbraune Nase. Sie fährt aufkreischend zurück. Der Papalagi hat sie gefangen. Endlich wagt sie, das Mysterium anzufassen, betrachtet die zauberlose Rückseite und gibt es dem Häuptling. Auch der ist darin gefangen. Nun fliegt die Wunderscheibe von Hand zu Hand, und jeder sieht sich eingefangen. Man lacht und bewundert den Zauber.

Als des Schauens und Freuens genug ist, sagt der Häuptling den Dank seiner Sippe: „Wir sind arm gegen dich Hoheit und haben nichts, das als ein Gegenalofa würdig ist. Aber das Beste wollen wir dir zu Füßen legen und dich ehren." Darauf spricht Misi Joane: „Mit nichten, liebe Kinder Christi, seid ihr arm und ohne Gaben. Gott hat dem Papalagi diese Wunderdinge gegeben als sein Teil, euch gab er die Palme, die Brotfrucht, den Taro als euer Teil. Bringt diesem Manne von euerm Überfluß, daß er den seinen auf euch ablade."

Im Innersten aufgewirbelt, kehrt die Dorfschaft heim. Der Häuptling mit seinem Küchenmesser, der Sprecher mit seinen Sicherheitsstreichhölzern, die Königin der Mädchen mit dem dünnen bedruckten Kattuntuch und ihrem Taschenspiegel. Bewunderung erfüllt die Bewohner von Matafele, die erhabenen Dinge gehen von Hand zu Hand, ihre Wunderkraft zu offenbaren. Ein

Fono wird einberufen, um zu beraten, wie man diese Gaben des Fremdlings gebührend ausgleichen könne. Und der Befehl des Häuptlings geht aus, dem weißen Manne die reifsten und schönsten Palmenfrüchte zu bringen. Bald naht ein Zug geschmückter Jünglinge, auf den Achseln an Stangen Lastkörbe tragend, überquellend von Früchten, die sie vor der Hütte des weißen Mannes niederlegen. Auch ein gebackenes Schwein, gebratene Brotfrüchte, Yams und andere Leckerbissen werden herbeigetragen und dazugetan. Der Papalagi belohnt auch die Träger königlich.

Familie auf Familie naht. Einige kommen mehrere Male. Ein Berg von Palmenfrüchten häuft sich neben der Hütte auf. Bald sind es deren so viele, eine Dorfschaft lange Zeiten damit zu nähren. Und bald ist es umgesprochen, wonach vor allem des weißen Mannes Begehren steht. Da das, außer der Frucht der Palme, nur die wohlfeilen Dinge sind, die frei unter dem Himmel wachsen oder am Meeresboden lagern, wie die zweimäulige Seegurke, die blitzende Perlmutterschale, so eilen die gebefreudigen Dörfler und kehren mit großen Lasten zurück, ihre Gaben dem weißen Manne darzubieten. Der kann nicht genug davon bekommen. Und jeder, der bringt, bekommt. Man schenkt und wird beschenkt. Wer zehn Körbe reifer Palmfrüchte gibt, erhält ein Wunderfeuerkanu, wer deren zwanzig bringt, ein Schneidewunder, wer vierzig gibt, eine schwere schneidende Handkeule. Der Papalagi nennt diese „Axt". Sie versuchen es in nimmermüder Geduld, dieses schwere, schöne Wort nachzusprechen, doch es will ihren armen Zungen nicht gelingen. Aus den entlegensten Ortschaften kommen die Spender, alle kehren sie zurück als Beschenkte. Nie gab es einen König, einen Häuptling, der also spenden konnte wie dieser Papalagi. Berge der Gegengaben wachsen neben der Hütte auf, Nüsse, Seegurken und Glanzmuschelschalen. Der Papalagi rammt nochmals Vierkantbäume in den Boden und spannt ein weites Dach darüber, seine Schätze vor dem Regen zu schützen.

Eines Tages aber ist sein Wunderhaus ganz leer. Jeder kann sich davon überzeugen. Der Alii[1]) zeigt die Innenflächen seiner Hände und lacht dazu. Einige kommen und bringen ihm seine Schätze zurück. Doch er wehrt und lacht nur. Er hat alle Seegurken an der Sonne gedörrt, bindet sie zu Bündeln und tut sie in die Holztruhen, aus denen die vielen schönen Matten emporstiegen. Er zerschlägt die Kokosnüsse, holt die Kerne heraus, schabt und preßt sie zwischen Hölzern, bis das Öl ausfließt. Er schlägt und schabt

[1]) Der hohe Herr.

und preßt, — zuweilen helfen ihm die Leute des Dorfes dabei — bis er zehn große, runde Holzleiber voll des Öles hat.

Die Gabenberge sind bis zum Grunde abgetragen. Und zum dritten Male rammt der weiße Mann, heftet und klopft und fügt. Eine neue Hütte ersteht. Sie ist kleiner und innen auch heller, hat viele blinkende Flächen und zwei der hohen Einschlupflöcher mit großen, doppelten Flügeln. Dieses ist die wirkliche Wohnstätte des weißen Mannes. Er sitzt darinnen, wenn draußen der Regen fällt, er schläft darinnen zur Nacht, und wenn die Sonne scheint, hockt er auf dem Vorplatz und sieht durch ein langes Rohr. Er holt sich die Meeresferne heran, er hat gewißlich Heimweh nach seiner fernen weißen Heimat.

Zuweilen sitzt die schöne Alapepe bei ihm. Sie hat ihn gerne, den weißen Mann. Er legt oft seine Hand auf ihre Brust zum Zeichen, daß er sie lieb hat. Sie zeigt ihm, wie die Kawa bereitet wird, sie singt ihm Lieder und wäscht ihm seine Leibhäute, wenn sie schmutzig sind.

Alapepe entstammt einem alten ehrwürdigen Häuptlingsgeschlecht von Manono. Und Alapepe ist schön, die schönste ihrer eingeborenen Schwestern. Ihre großen lid-umbuschten Traumaugen können blitzen vor Lust und Sinnenfreude, ihr mächtiger blauschwarzer Haarschopf umflammt den hochgereckten Kopf und strömt herab über die runden Schultern. Steilauf steigen ihre Lenden; die Festigkeit der jungen Jahre zeichnet alle ihre Glieder. Obwohl sie, nach dem Zeitenmaß des weißen Mannes, kaum sechzehn Jahre zählt, ist sie voll aufgeblüht und reif und gebende Willigkeit. Und als der Papalagi bei ihren Eltern um sie wirbt, ist es ihr keine Überraschung, daß er sie zu seinem Weibe begehrt. Sie ist glücklich, die erste Frau auf den Inseln zu sein, die ihr Leben mit einem Alii teilen soll.

Der Tag der Hochzeit wird als ein großes Fest in dem bekränzten Hause der Eltern gefeiert, mit großen Essensgelagen, unter der Teilnahme der ganzen Dorfschaft. Alapepes Brautgewand ist eine Krone von weißen Puablüten und ein sonnengoldenes spinnenfädiges Lendentuch, von den Hüften herabfließend wie goldenes Wasser. Ihre freien Brüste und Schultern glänzen von Kokosöl. Blumengewinde umschlingen ihren Hals, die Gelenke der Arme und Beine. Auch der Bräutigam trägt rote Blüten an seiner blitzweißen Jacke, und Alapepe hat ihm eine Puablume hinter jedes Ohr gesteckt. Misi Joane von Malua legt auf dem Malae von Matafele die Hände der beiden zusammen und spricht viele Worte von Gottes Willen, von ewiger Treue, von ehelicher Bestimmung;

Worte, die dunkel sind in tiefem Sinn, die das Bündnis segnen. Viele Tage währt das Fest; alle Menschen sind erregt und beglückt.

Danach führt der weiße Mann Alapepe heim in seine Hütte. Sie springt um das Haus herum, befühlt alle Wände, umhalst ihren Papalagi mit ihren glatten Armen und jauchzt „Enari" — — „Enari"; das schwere Wort „Heinrich" vermag sie nicht zu sagen. Schon am nächsten Tage erzählt der Geliebte, daß nun bald wieder viel viel Alofa übers Meer komme, und daß er seine Alapepe schmücken werde, reicher und schöner als die edelste Königstochter der Inseln. Und fortan sieht sie mit der gleichen Erwartung aufs Meer hinaus; das große Wunder seines Versprechens möge bald geschehen.

Eines Morgens erscheint vor dem Riff ein großes Kanu, an hohen Bäumen flattern die großen weißen Segelwolken der Papalagi. Enari gerät außer sich vor Freude. Er macht Zeichen mit einer weißen Matte, und auch auf dem Schiffe geschehen Zeichen mit einer weißen Matte. Boote nahen, und weiße Männer kommen mit schweren Lasten zur Hütte herauf, legen sie vor Enari nieder, und dieser gibt ihnen dafür die Leiber mit Öl, die Häute voll blinkender Muscheln und die Truhen voll der trockenen Seegurken. Als alles fortgetragen ist, fährt auch Enari hinüber zu dem Häuptling des Schiffes, und als er zurückkehrt, strahlen seine Augen. Er schwingt eine kleine Haut voll golden glänzender harter Plättchen und sagt: „Alapepe, nun sind wir reich." Alapepe bewundert die glänzenden Rundplättchen. Ein jedes zeigt das Bild eines männlichen Hauptes, und Enari erklärt, das seien die größten Häuptlinge seines Landes.

Am folgenden Tage trägt er die Lasten in die Dunkelheit des Hauses. Er öffnet die hölzernen Leiber, sie enthalten wirklich die Wunderdinge, die Enari vorausgesagt hat. Da sind Schneidewunder, Feuerwunder und viele neue köstliche Matten. „Dieses hier gehört Alapepe." Enari hebt ein Gefäß, öffnet und läßt Alapepe hineinschauen. Es ist bis zum Rand gefüllt mit bunten Steinen. Er legt einen davon auf seine und auch einen auf Alapepes Zunge. Sie wehrt mißtrauend, aber Süße erfüllt ihren Mund, köstlicher als das Zuckerrohr. O, Enari ist groß und gut! Sie schmeichelt und bittet ihn, daß er sich tatauieren lasse, damit er ein richtiger Mann der Insel und eines Tages König werde. Er verspricht und legt noch einen Stein auf ihre munter ausspielende Zunge.

Und wieder naht der Zug der Insulaner mit den Lasten von Früchten, Seegurken und Muschelschalen, und wieder häufen sich die Berge. Der Häuptling wird wieder geladen, und diesmal über-

reicht ihm der weiße Mann ein blinkendes, hartes Feuerrohr, das mächtig ist, jede Taube aus dem höchsten Wipfel herunterzuholen, das gewaltig ist, alles zu töten, auf das es nur gelenkt wird. Dieses Mal bringt der Beschenkte keine Gegenalofa, aber er sagt dem weißen Mann: „Soweit dein Auge im Umkreis deiner Hütte sehen kann, sollen alle Bäume fortan nur dir alleine ihre Früchte schenken." Und so trägt der Papalagi ebenso viele Früchte herbei, als ihm gebracht werden; die Holzleiber reichen nicht, das Öl zu fassen.

Als die Zeit naht, da Enari vor seiner Hütte sitzt und nach dem großen Kanu ausschaut, daß es wiederkehre und ihn reicher mache, gebiert Alapepe ein Mädchen. Schon am folgenden Tage, nachdem sie ihren Leib am Meere gereinigt hat, trägt sie das Kind zu ihren Eltern, in alle Hütten des Dorfes, zum Häuptling. Alle bewundern und betrachten es. Seine Haut ist weiß wie die Farbe des Mondes, also nennen die Eltern es Sina, die Lichte, die Helle, die Mondfarbene. Misi Joane von Malua erscheint. Er tropft Wasser auf das dunkle Schöpfchen und nimmt das kleine Wesen auf in die Christengemeinschaft der Erde, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.

Pionierarbeit

Man ist beisammen. Pflanzer Möllendorf hat von Zeit zu Zeit das Bedürfnis, einmal wieder Mensch zu sein. Dann ruft er seine Freunde. Und sie kommen. Denn auch auf ihnen lastet zuzeiten der Druck der Weltferne und Einsamkeit.

Es sind alles breitschulterige Männer mit zerarbeiteten harten, großen Händen und pergamenthäutigen, fest auf den Nacken aufgebauten Schädeln. Typen der Kraft und des harten Willens. Es dröhnt, wenn sie ihre Fäuste auf den Tisch legen, sie trinken in großen Zügen. Ihre Sprache ist rauh und laut. Sie schreien mehr als daß sie reden. Sie schleudern ihre in der Einsamkeit der Pflanzungen geborenen Gedanken von sich wie Lasten, die auf ihre Hirne drücken.

Möllendorf füllt die Gläser mit Whisky-Soda: „Prosit!" Er wirft die Jacke seines Pyjama beiseite und legt eine mit hellblonden Rollhaaren bedeckte breite Brust frei. Auch Engelmann und

Gebauer werfen ihre Khakikittel ab und machen es sich luftig. „Sole e!“ [1]) Möllendorf ruft seinen Jungen, einen schmalhüftigen hochgewachsenen Samoaner. Er muß den Papalagi mit einem Palmblattfächer Kühlung wedeln, muß die Gläser füllen und reichen. Alle drei Männer liegen langausgestreckt in Deckstühlen auf der bretternen Veranda eines primitiven Farmerhauses.

Möllendorf seufzt auf: „Eine wahre Bestie an Dummheit und Faulheit. Immunität, völlige Immunität gegen jede zivilisatorische Lackierung. Insulare Reinkultur. Kanacker bis in die große Zehe.“

Petina, der Junge, merkt, daß die Rede von ihm ist. Er lacht, blickt leer vor sich hin und fächelt.

„Er grinst, selbst wenn ich ihn ohrfeige“, beginnt Möllendorf aufs neue. „Zu anderer Zeit wieder ein Selbstgefühl wie ein Staatsminister. — Fragt mich der Kerl gestern allen Ernstes, ob Siamani [2]) größer sei als Samoa. Na, ich rauche ihn gewaltig an und belehre ihn, ziehe ihn in seinen Löffeln vor meine große Weltkarte. Das, Sole, — ich schlage einen Kreis um die Grenzen — ist Siamani und das — ich zeige mit meiner Pfeifenspitze auf den Hühnerdreck im großen Weltmeer — das da, ist Samoa. Hätten sehen sollen, wie der Kerl feixte! Als ob er bersten wolle. War für ihn natürlich wieder so ein ausgemachter Papalagischwindel. Er lacht seitdem, wenn er an der Karte vorbeikommt. — Sein herrliches Palmenland so ein Fliegenschiß? Unausdenkbar! — Naja, wenn diese Kerle nicht solche ausgemachten Rindviehcher wären, stände es schlimm um uns, würden einem den Boden unter den Füßen wegziehen. Nun machen wir's umgekehrt. Und mit Recht. Wer seine Schätze nicht kennt, verdient sie nicht. Über eine Million Acker erstklassiger Boden liegt hier brach. Nicht auszudenken! Vergeudetes Weltgut. Wiederhole es darum immer wieder, meine Herren: Alle Kolonialwirtschaft ist ein Geschäft, nichts als ein Geschäft. Jedes Abweichen von diesem Grundsatz ist Schwäche. Jawohl. Zugreifen heißt die Devise. Wer zuerst kommt, mahlt zuerst. Aber Michel schläft, kolonisiert in seinem Hirnstübel statt in den Wirklichkeiten. Und John Bull lacht.“ Der Eifernde wischt sich die Sodaperlen aus dem Schnauzbart und lacht dröhnend.

„Du hast dein Geschäft gemacht, Möllendorf“, sagte Gebauer und sieht hinaus auf die weite, schöne Kokosplantage, die sich klar und wohlentfaltet bis zu den Bergen hinaufzieht.

Möllendorfs kleine, pfiffige Augen blitzen auf. Augenblicklich werden Erinnerungen in ihm wach. Er muß sie ganz aus der Tiefe

---

[1]) Munter, Freund!

[2]) Deutschland.

hervorholen. Die Zeiten haben sie schon zu weit zurückgestellt. Es liegt ihm im allgemeinen nicht, rückwärts zu schauen. Aber im Behagen des Augenblicks wird ihm Vergangenes plötzlich ganz lebendig. Wie wenn es gestern passiert wäre. Und also will er seinen Freunden erzählen. Möllendorf renommiert nicht; was er sagt, ist so. Er hat Unwahrheiten oder Verdecktheiten nicht nötig. Sein Wesen ist unzusammengesetzt.

„War eine tolle Kiste, damals, vor zwanzig Jahren und mehr", beginnt er, während er mit dem breiten Daumen Tabak in eine zerborstene Holzpfeife stopft. „Kostete mich fünfzig erstklassige Gewehre, direkt von Hamburg importiert. Bataillonsausschuß des 31. Infanterieregiments. Mörderisches Kaliber. Die reinsten Feldgeschütze. Der Rost splitterte dran ab wie Birkenrinde. Nun, ich putze sie mit Schweiß und Sand, bis sie blitzen, öle die Kolben und lade sodann Seine Afioga [1]) den hohen Alii und Oberhäuptling von Fatuasofia ein, meinen Schatz zu besichtigen.

Afioga kommt mit Gefolge, einem ganzen Stab von Sprechern, Unterhäuptlingen, Dorfschönen und Kriegern. Wir begrüßen uns standesgemäß, mit allen erdenklichen Höflichkeiten. ‚Du bist die wahre Hoheit', sagt Tui. Ich: ‚Du bist ein ganz kolossaler König.' Der übliche Zeremonienklimbim. ‚Wollen Hoheit geruhen, die Schätze eines weißen Mannes in Augenschein zu nehmen?' Hoheit geruht. Ich geleite ihn hinters Haus, wo ich meine Gewehre aufgestellt habe, einen Schießprügel neben den andern. Ich deute mit großartiger Gebärde auf meinen Reichtum und überlasse eine Weile dem Kanacker das Staunen. Und der Großhäuptling staunt. Seine großen, dummen Bärenaugen werden noch größer, und er sucht mit vielem Takt seine sofort aufsteigende Begehrlichkeit zu beherrschen. Er wagt es nicht, einen der Schießprügel zu erfassen, aber seine braunen Langfinger streichen über das blitzende Metall und die Holzteile hin wie über einen Engelsrücken. Auch die Gefolgschaft versinkt in Bewunderung, steht krumm gebeugt, schnalzt oder schlägt sich auf die geölten Lenden.

‚Herr, dein Reichtum ist größer als die Schätze des Königs', versichert Hoheit und schmunzelt mich an, als ob er meine Absichten errate.

Ich tue gleichgültig, reserviert, hebe aber einen Schießprügel empor. Ob der hohe Gebieter nicht einmal die große Macht dieses Feuerrohrs probieren wolle? Hoheit nimmt es behutsam aus meinen Händen und hält es an die braune Brust wie die Amme den Säugling, und unverhohlene Freude verklärt sein kindliches

---

[1]) Hoheit.

Antlitz. Ich schiebe eine Patrone ein, richte den Gewehrlauf und versuche, ihn seiner Afioga an die hochwerte Achsel zu legen. Wie ein kaiserlicher Leibschütze! Majestät sieht mich pfiffig an, gibt mir die Flinte zurück und zeigt bedeutungvoll auf einen etliche zwanzig Meter entfernten Palmstumpf. Es scheint ihm angemessener, daß ich selbst die Güte meines Schießprügels offenbare.

Also ich schieße. Der Knall fährt wie eine Bombe in die Gesellschaft. Alles stiebt auseinander. Dann eilen einige an den Baumstumpf. Die Kugel hat durchgeschlagen. Tellschuß is nix dagegen! Der Großhäuptling zeigt mir sein Raubtiergebiß, als ob er mich verschlingen wolle. Ich verbeuge mich vor den Herrschaften, wie eine Operndiva, und versichere, welche himmlische Ehre es mir bedeute, dieses Wundergebilde Seiner Afioga zu Füßen legen zu dürfen. Ich gebe sie ihm. Ein Gegrunze der Freude und Genugtuung geht durch die Menge. Man umringt den Häuptling. Der hebt meine Gabe an die Nase, beschnüffelt sie. Seine Begeisterung ist so groß, daß er, um sie zu verbergen, die olle Flinte dem Nächsten reicht. Er zieht sich hinter seine Würde zurück. Er lächelt. Das obligate Insellächeln. Aber an seinen halbgeschlossenen Lidern erkenne ich seine tiefe Erregung.

Ich überlege jetzt, wie ich am geschicktesten zu meinem Ziele gelange. Afioga kommt mir zuvor. Er zwinkert seinem Sprecher zu. Der tritt hervor — ein annähernd zwei Meter hoher Kerl — und dankt im Namen der gesamten Sippe für das große und überaus ehrenvolle Alofa. Er quasselt wohl zehn Minuten lang ein Lied über meinen Reichtum und meine Selbstlosigkeit, wie ich's in meinem Leben noch nie gehört habe und wohl nie wieder hören werde. Des Sermons Ausgang: Was den reichen Geber als Gegenalofa beglücken könne? Der Alte guckt bei der Frage verschmitzt von Tuis Tochter Mauta zu mir, und ich zweifle nicht, daß der hohe Herr bereit ist, mir das erhabene und durchaus manierliche Erzeugnis seines Leibes für meinen Schießprügel abzutreten. Nichts zu machen. Bleibe kühl wie'n Frosch.

Dies ist der geeignete Moment, meinen Haupttrumpf auszuspielen. Zu Seiner Afioga gewandt, sage ich mit einigem Pomp: ‚Eure Hoheit ist mächtig, ihr allein gebührt der Rang als oberster Herrscher über Aana.' Der Großhäuptling stutzt. Obwohl meine Worte nicht mittelbar zur Sache gehören, fallen sie dennoch wie ein Speerwurf mitten in des Hochmächtigen Seele. Beifallsgemurmel tönt auf, und ich sehe mit Genugtuung, daß meine Spekulation im rechten Fahrwasser läuft. Natürlich ist mir bekannt, daß Aana mit Tuamasaga seit langem in blutiger Fehde um die Herrschafts-

würde ringt. Um meiner politischen Andeutung zugleich eine praktische Wendung zu geben, sage ich in möglichster Sachlichkeit, daß ich bereit sei, meine fünfzig Gewehre den tapferen Kriegern Aanas jederzeit zur Verteidigung ihrer Ehre abzutreten.

Das schlug gut ein! Bombenelement! Das hättet ihr sehen sollen! Das Maul stand ihnen offen vor Erstaunen. Afioga läßt sich von seiner Gefolgschaft bestätigen, ob er recht gehört habe. Seine braune Visage ist ganz Überraschung, Unglauben, Mißtrauen. Er äugt von mir zu den Flinten, von den Flinten zu mir. Mein Anerbieten bringt sichtbar seine Würde ins Schwanken. Er ist fassungslos und schreitet mehrmals die Reihe der Gewehre ab wie eine Ehrenkompagnie.

Der Sprecher kommt seinem Herrn zu Hilfe. Sich tief und würdig zu mir herabneigend stellt er die Frage: ‚Wie viele Lasten Kopra und Trepang[1]) begehrt der hohe Herr, wenn er den Kriegern Aanas seine große Macht schenkt?'

‚Diese Flinten sind mehr wert, als alle Kopra und alles Trepang Aanas', entgegne ich trocken.

Der Alte nickt verständnisvoll, aber die schiefe Stellung seines Unterkiefers verrät mir seine Enttäuschung. Ich lasse ihn einen Augenblick zappeln. Eine peinliche Pause. Erst als Afioga wieder herzutritt, entschließe ich mich, das entscheidende Wort zu sprechen. Wenn die tapferen Krieger Aanas mein Angebot nicht verschmähen, so sei mir dies selbstredend eine nicht zu sagende Freude, für welche Kopra oder Trepang zu fordern allerdings meiner Ehre widerspräche. Wolle man mir unbedingt etwas zugute tun, so möge man mir die Rechte über alles ungerodete Buschland von Sanafili bis Samamea und von da bis zum Gebirge hinauf zusprechen.

Meine Klienten atmen auf. Ich höre ordentlich die Rippen krachen. Meine Forderung dünkt sie über die Maßen bescheiden. Wie kann ein Mensch von Verstand wertloses Buschland für diese herrlichen Feuerwaffen fordern! Afioga und sein Unterhändler machen pfiffige Gesichter, als ob sie im Begriff wären, mich schmählich übers Ohr zu hauen und für sich ein gutes Geschäft zu machen. Der hohe Herr beeilt sich, mir seine Zustimmung zu erteilen: ‚Alles Land, wonach dein Herz begehrt, steht unter deiner Macht.' Seine treuen Kanackeraugen sehen mich dabei an, als ob ihm sein Gewissen schlüge, zugleich als ob er fürchte, ich möchte meinen Handel noch bereuen.

---

[1]) Gedörrte Seegurken.

Um jeden Zweifel zu zerstreuen, bitte ich ihn in meine Gemächer, um augenblicklich mit ihm abzuschließen. Ich setze ein schwungvolles Schriftstück auf: Der hohe Afioga, Oberhäuptling von Fatuasofia überläßt dem Pflanzer Möllendorf alles Waldgebiet von — bis, genaue Angabe des Ortes und Tages, dann folgen die Unterschriften. Zehn Häuptlinge und drei Sprecher malen ihre Krakelfüße unter das erhabene Dokument.

Sodann erfolgt die Übergabe der Feuerwaffen. Abermals pomphaft mit der üblichen Inselquatscherei auf beiden Seiten. Ich lasse die Krieger antreten wie auf einem Kasernenhofe und lege jedem höchstselbst einen Schießprügel in die braunen Pranken. Alle grinsen bis auf die Stockzähne. Die Überreichung der Munition ist ein Teil für sich. Drei Kisten voll. Eine stelle ich Afioga versehentlich auf den Fußballen. Er lächelt und läßt seine Flosse drunter. Dann endlich zieht die Gesellschaft ab, freudebesessen. Ihr Kanackergebrüll erfüllt die Landschaft. Ich selber winke ihnen nach, bis das Laub sie verschlingt, mit meinem Schriftstück, wie mit einer rechten Unschuldsfahne.

Beim Abschied mache ich dem hohen Herrn gegenüber noch die bescheidene Bemerkung, ob er mir, sozusagen als freiwillige Zugabe, demnächst einige Leute zur Verfügung stellen wolle. Selbstverständlich wolle er. Und er hat Wort gehalten. Keine acht Tage sind vorüber, da kommt ein halbes Hundert seiner männlichen Sippe an. Mit Kraft geladen wie die Stiere. Ich hetze sie mit Äxten in den Busch, und der Wald fällt in Trümmer wie 'ne olle Geißenhütte. Sechs Wochen später stecke ich schon die ersten Setzlinge in den klaren Boden. Erster Grundstock sozusagen.

Inzwischen erklärt Aana Tuamasaga den Krieg. Und siehe da: auch Tuamasaga hat Waffen. Mein System hat bereits Schule gemacht. Es beginnt eine tolle Schießerei. Zum Teil in die Luft, zum Teil in Kanackerlenden. Haben sich gewaltig dezimiert bei dem Scherz. Als auf beiden Seiten das Pulver ausgeht, erfolgt Waffenstillstand, und Afioga erscheint auf der Bildfläche, neue Munition zu erhandeln. Eine Kiste Patronen steht schon bereit. Selbstverständlich stehe ich seiner Hoheit jederzeit zu Diensten. Gegen erneute Arbeitleistung natürlich. Dasselbe Schauspiel wiederholt sich fünfmal. Erziele tausend Prozent Wucherzinsen aus dem Flintenhandel. Meine Herren, da haben Sie das Geheimnis, wie vor fünfundzwanzig Jahren ein Mensch Großpflanzer wurde." Möllendorf schließt seinen langen Bericht und stürzt sich ein volles Glas Whisky-Soda in die Kehle.

„Kompliment, Möllendorf!“ Engelmann erhebt sein Glas: „Alter Freund, du hast ehrliche Pionierarbeit geleistet, ein Erziehungwerk größten Stiles, indem du als einer der ersten den Spaten in dieses fruchtbare Erdreich senktest und den Kanackern die Axt in die Hand drücktest. Prosit!“

Auch Gebauer hebt sein Glas, setzt es aber, ohne zu trinken, wieder ab und sagt wehmütig: „So leicht wird uns der Handel heute nicht mehr gemacht, seit diese Eingeborenen am Tupe[1]) gerochen haben und der Länderschacher ihnen die Köpfe heiß macht. Heute schwindeln sie uns an. Suchen ihre Ländereien möglichst drei-, viermal und mehr abzusetzen. Natürlich! Wie will man auch einem Stück Buschland ansehen, ob es bereits einen Besitzer hat. Dem ersten Landmesser, der hier strandet, wird die Haut vom Leibe fallen. Möllendorf, deine Munitionkisten werden heute auch nicht mehr ziehen, was?“

Möllendorf stößt unwillig die Asche aus der Pfeife: „Das ist ja der wunde Punkt in der aufblühenden Wirtschaft. Man muß ihnen das Licht bringen und soll doch zugleich die Dunkelheit wahren. Darin liegt das Geheimnis und die Kunst aller erfolgreichen Kolonisation.“

„Für die Dunkelheit sorgt die Mission,“ spottet Gebauer, „für das Licht wir. Das Gleichgewicht gibt die starre Inselverfassung.“

Engelmann sieht den Freund strafend von der Seite an: „Die Vorbedingungen für das Streben nach materiellem Besitz sind jedenfalls geschaffen. Nun heißt es, ihnen Bedürfnisse aufdrängen, bis sie eines Tages nicht anders können als arbeiten.“

Gebauers spöttische Mundlinie sinkt noch tiefer abwärts: „Bedürfnisse? Kinder, nur keine Illusionen. Viel weiter als bis zu Lendentuch, Salzfleisch und Loli[2]) bringt ihr sie doch nicht hinaus. Was heißt für diese Insulaner Bedürfnisse?“

„Abwarten! Abwarten!“ unterbricht Engelmann. „Bedürfnisse müssen geweckt, müssen geschaffen werden!“

„Wodurch?“

„Ha, durch Beispiel.“

„An Beispielen fehlt es nicht. Halte ihnen meine Socken, Unterhosen und Stiefeletten schon seit sechs Jahren unter die Nase. Gänzlich erfolglos. Ziehen ihre insulare Nacktheit meiner Umhüllung prinzipiell vor.“

„Man muß nur das Rechte hinhalten, Gebauer“, sagt Möllendorf gemütlich. „Seit ich meiner geliebten Herzensfreundin Kifaga

---

[1]) Geld.

[2]) Zuckerstein.

meine alte Ölfunzel dedizierte, gibt es bereits sechs Öllampen im Sprengel. Dazu drei Regenschirme und einen alten Filzhut."

„Vielleicht entdeckst du morgen noch einen Nachttopf dazu", lacht Gebauer. „Das alles hilft aber doch nicht, den Drang nach Erwerb, die Lust zur Arbeit als solche zu wecken."

Wenn Engelmann trinkt, ist er Optimist und verträgt keinen Widerspruch, und somit rafft er erneut das Wort an sich: „Natürlich müssen alle Kräfte durch systematisches Zusammenwirken an diesem Bestreben teilnehmen. Allen voran die Mission. Sie muß kategorisch Bekleidung bei Unterricht und Gottesdienst fordern. Auch ließe sich, wie die englische Mission es bereits tut, sehr gut mit der ehrgeizigen Eifersucht der einzelnen Sippen und Ortschaften untereinander operieren. Sage mal, daß zum Beispiel bei einer Verordnung, wo die Dörfer bestimmte Arbeitleistungen zu erfüllen hätten, Preise für das Dorf ausgesetzt würden, das seine Sache am besten macht. Diese geschätzten Preise könnten ganz harmloser Natur sein. Sie brauchten nur in äußeren Abzeichen zu bestehen, etwa in einer Litewka mit glänzenden Achselstücken, einer Flagge oder dergleichen für die Gemeindehütte."

„Hör auf, Engelmann! Hör auf!" schreit Gebauer. „Mit solchen Mätzchen machst du kein Volk arbeitwillig. Dann schon lieber Zwang. Aber Kinder, seien wir ehrlich, für wen sollen die Kanacker denn eigentlich arbeiten?"

„Für uns!" „Für uns!" donnert Engelmann und Möllendorf aus einem Munde.

„Theorie, meine Herren!" Gebauer bleibt ruhig. „Zu rationeller Arbeit fehlt das, was man einen überzeugenden Anreiz nennt. Gott hat diese Lümmel in einen Fettnapf hineingesetzt, warum sollen sie nun um alles für das Fett anderer arbeiten?"

„Dann sagen Sie uns, verehrtester Freund, warum und wozu diese Kanacker denn überhaupt auf der Welt sind", fährt Engelmann ärgerlich auf.

„Jedenfalls nicht, um für uns zu arbeiten", antwortete Gebauer. „Es ist eben eine verhängnisvolle Anlage der Menschennatur, die Arbeit aufzustecken, sobald sie sich erübrigt. Und hier erübrigt sie sich. Meine Herren: zielen wir selbst nicht darauf hin, eines Tages auch nicht mehr zu arbeiten? Ich für meinen Teil schufte jedenfalls keine Stunde länger, als ich nötig habe."

Jetzt lachen die Männer und stoßen ihre Gläser an. „Nur gut, daß du kein Kolonialminister bist, Gebauer!" sagt Möllendorf und hält dem neben ihm liegenden Engelmann — der noch etwas sagen will — mit seiner ausgestreckten Hand den Mund zu: „Schluß der

Debatte, liebe Freunde! Wir sind auf dem besten Wege über unserer Kolonialdebatte unseren Skat zu vergessen."

Bei dem Wort „Skat" erheben sich die Drei aus den Liegestühlen und wanken schwerfällig hinüber, wo drei Holzstühle um einen kleinen Tisch stehen. Engelmann mischt und gibt. Pik ist atout. Bald hört man nur noch das Aufschlagen der Fäuste beim Ausspiel und das wilde Schreien der fliegenden Hunde in der aufsteigenden Dämmerung.

Wilde

Die Trauminseln im Weltenmeere sind das Spielzeug weißer Großmächte. Jede sucht sie zu gewinnen. Diese liefert heimlich Waffen, jene gibt bösen Leumund. Die Gottesdiener der allmächtigen London-Mission-Society helfen als heimliche Schürer und verkappte Saatleger der Rebellion. Der Zweck heiligt die Mittel. Die große Nation hat ihre Sondermoral. Gott gab ihr einen unersättlichen Landhunger. Und der Bissen ist fett. Nur schwache Völker verzichten.

Die Palmen und die Agaven blühen, und alles trägt von Ewigkeiten her seinen urtümlichen Adel; daneben schwelt der verschmutzte Geist auf Habgier gerichteter Menschen. Er umwölkt auch die Kinder der Inseln, verblendet ihre Sinne und trübt ihre Einfalt. Sie spalten sich untereinander und stehen Bruder gegen Bruder. Sie lassen sich fangen in den feinmaschigen Netzen fremdweltlicher Zungenfertigkeit; sie begeben sich ihrer stolzen Selbstbehauptung. Fremde Interessen werden zu den ihren, und willig nehmen sie Partei für ihre Verführer. Jede Gruppe proklamiert ihren Machthaber, den gebietenden Tupu. Malietoa, Tamasese, Mataafa, drei Könige ringen um die Herrschaft. Hinter einem jeden steht eine Großmacht, lüstern zum Zugreifen. Bald hißt der, bald der seine Flagge auf der Königsinsel Mulinuu. Man weiß nie, wer herrscht; alle herrschen und keiner. Auch die Marinekommandanten und Konsuln wissen es nicht, obwohl sie wachen, daß keiner herrscht, es sei denn der Ihre. Keine der Großmächte entsagt oder gibt nach. Ihre Kriegsfahrzeuge umschnuppern wachsam die Inseln, erscheinen in angemessenen Zwischenräumen und knur-

ren. Alle sind kampfbereit, möchten vernichten, um zu gewinnen. Noch hemmen Diplomatie- und Konferenzbeschlüsse den kriegerischen Willen. Inzwischen bezeigt man einander heuchlerisch Ehren, berät die Lage und begnügt sich damit, harmlosen Naturkindern die Gebärde der Macht zu zeigen, sie einzuschüchtern durch feuerspeiende Geschütze und waffengeübte Männer. Indessen jene mit Keulen den Kampf kämpfen, der nicht der ihre ist. Erst wenn ein Sieg schwankt, mischt sich die eine oder die andere der weißen Großmächte ein, vollendet oder verwirkt ihn, schüttet Granathagel von der See aus in irgendeine Bergfeste, entführt einen König oder rebellischen Häuptling oder arrangiert kampflos neue Kompromisse.

So geht es hin und her. Da steht der Erdgeist selber auf, dem Menschengemache ein Ziel zu setzen. Zunächst erscheint eine breitgelagerte Wolkenschicht. Gleich einem Ungeheuer, die Pranken in den blanken, glasigen Horizont geschlagen, ruht sie am nördlichen Rande der übersonnten Meeresunendlichkeit. Lauernd, drohend, schieferfarben, mit scharfen Umrissen. Langsam erhebt es sich, dehnt sich, wächst auf und verdrängt die Helle des Firmamentes. Es stürzt über die Sonne her, daß sich Himmel und Erde und Wasser überdunkeln. Die Urwaldberge stehen schwarzgrau gegen den von treibenden Wolkenfetzen umflatterten Himmel, das Meer ist ein schwarzer Abgrund. Tagelang liegen die Sonneninseln von Gräue und Düsternis zugedeckt, wie erstorben. Über allen wartet eine entsetzliche Stille.

Dann naht der erste Windstoß. Noch schwach, von Norden kommend, treibt er über die Wasserweite, verbrandet in den Kronen der Palmen. Und wieder ein Stoß. Schon zeichnet sein Weg weißsprühende Spur im Schwarz des Wassers. Nun knattert Stoß auf Stoß, ein Heulen hebt an. Die Schiffe im Hafen beginnen zu schaukeln, die Seevögel am Riff schreien und stieben hoch. Sie pfeilen in gerader Richtung dem Sturme entgegen. Schon im nächsten Augenblicke wirft er sie zurück, flatternd werden sie landzu getragen. Sausen rast durch die Räume, das Meer türmt Donnerwogen. Es wuchtet gegen das Riff, zerstäubt zu palmhoher Gischt. Es knickt die Masten der kleinen Segler; es reißt und zertrümmert alles, was nicht Kraft hat, zu widerstehen. Trümmer jagen mit den Wogen, am Riff zerbersten Schoner und Boote.

Höher steigt die See. Die Sturmmacht türmt Wogengebirge. Sturzseen brausen aufs Riff. Selbst in der Lagune tosen die Wellen und werfen Schaumfetzen über die Ufer. Die Erde erbebt. Die Luft brüllt. Wasser peitscht vom Himmel, rast mit den Windwogen: ein fliegendes Meer. In das Gebrause schrillt das Rasseln von

Ankerketten. Sieben fremdländische Kriegsschiffe ankern in der Hafenbucht von Apia. Der Sturm beißt und schlägt sie, will sie ins Wasser ducken, in die Luft schleudern. Alle sieben halten unter Volldampf gegen den Aufruhr der See. Die stählernen Leiber bäumen sich hoch, versinken und steigen wieder. Einer der Kolosse entkommt aus der Nähe der totbringenden Klippen aufs offene Meer hinaus. Die anderen sechs verbleiben; ihr technischer Wille ist zu schwach. Der Orkan zerrast ihre letzte Takelage, kracht Rahen und Masten hinweg, saust See auf See über sie hin.

Am Ufer stehen Menschen, sie stemmen ihre Köpfe gegen den Sturm und starren. Niemand kann hier helfen, retten. Auch die Insulaner, die Meermenschen, drängen herzu, Freund neben Feind. Ihre nackten Leiber schlottern vor Kälte und Grausen. Noch tragen sie Turbane aus Tapa und andere kriegerische Zeichen; aber keiner unter ihnen denkt an Kampf, nun die Urmächte reden. Gestern noch hat feuriges Eisen ihre Buschlager zerstört, hat Brüder getötet, die Kraft und Macht des weißen Geistes und seiner Waffen eindringlich fühlen gemacht. Jetzt sind die Männer mit den bleichen Gesichtern „vaivai" [1]), das Meer macht sie klein, ganz klein. Alles Denken und Überlegen, Sinnen auf Rache oder Ausnützen der Schwäche ist jetzt aus den Insulanern entwichen. Jetzt ist schwerste Not, fremde wie eigene, die alle verbindet, die sie zu Brüdern macht; sie wissen jetzt nur noch um ihr Leben ringende Menschen da draußen.

Die Nacht kommt, die Hölle. Furchtbar brausen und heulen die Lüfte, schmettern die Wogenberge aufs Riff, kracht der Flutregen nieder.

Die Schiffe haben die Lichter gezündet; wie Leuchtkäfer zittern sie in der Schwärze und künden von den Menschen in Lebensnot. Deren Gedanken sind weitab von politischem Ränkeschmieden, von Kampf gegen die farbigen Bewohner der Inseln. Alle sind einzig mehr in ihr Selbst eingespannt. Sie reden wenig, alle diese notgewohnten harten Seemänner aus Hamburg, Kiel und Bremen, aus London und San Franzisko. Ihre Augen flackern, zuweilen sticht Entsetzen heraus.

Zwei der stählernen Kolosse treiben. Die See hat die Ankerketten zersprengt. Verzweiflung, der Wille zum Leben, stürzt in die Herzen und macht die Schwachen ohnmächtig zur Pflicht. Die Ungeheuerlichkeit des Augenblicks läßt sie nur die furchtbare eigene Bedrängnis sehen. Nur die Heizer in den Tiefen berserkern, werfen Kohlenberge in die glühenden Feuerrachen. Rastlos. Sie spre-

[1]) Schwach.

chen nicht, sie klagen nicht, sie schaufeln. Schaufeln mit röchelndem Atem und hinbrechenden Leibern. Keiner hält ein. Sie wissen es: Rettung heißt schaufeln. Die Kessel glühen. Noch rotieren Achsen und Kolben in gewohnter Sicherheit, noch ist der Wille des Menschen Beherrscher der aufbegehrenden Kräfte. Die Schrauben rasseln in der Leere, Sturzseen drücken die stählernen Ungetüme bis zum Deckrande in die brodelnde Tiefe. Immer wieder steigen sie auf und stürmen voran. Eine Stunde, zwei, drei Stunden. Da kocht eine Woge seitlich heran, saugt eines der Schiffe ein und wuchtet es in die Flanke des anderen, jagt zurück und donnert die beiden wunden Ungetüme anstürmend wieder auseinander.

Nun ist die Kraft gebrochen. Eines der Schiffe treibt ohne Schraube den Klippen zu und schmettert, kieloben, im grausigen Wirbel auf das urfelsige Riff, dröhnend, Trümmer und Menschenleiber verspritzend. Wie ein umgestülpter Sarg liegt es im ersten Dämmer des aufkommenden neuen Tages.

Die Menschen am Ufer brüllen vor Entsetzen in irrer Ohnmacht. Da geschieht etwas. Die Feinde, die gegnerischen Meermenschen, die Wilden, beweisen sich. Unbedenklich, blind für jedes Hindernis, sich preisgebend, stürzen sie sich in die brausende See, schwimmen mit übermenschlichen Kräften. Wesenheiten des Meeres, reiten sie auf den Wogen, erreichen das Riff und retten das Leben derer, die gestern noch nach dem ihren begehrten. Es sind nur wenige, die sie lebend mit sich ans Ufer bringen; aber ihre großen, dunklen Augen leuchten, nun sie die Ohnmächtigen in den Küstensand betten.

Draußen wartet das Entsetzen. Vor der Luvkante des Riffes steht eine Sturzsee. Sie trägt einen Schiffsrumpf breitseit. Sie wächst in gigantischem Anlauf und schleudert den stählernen Leib nieder auf den felsigen Amboß. Der erzittert in den Tiefen vom Anprall, über ihn hin fegen Menschenleiber und Trümmer. Zerknickt, gebrochen liegt der Schiffsrumpf seitlich, ein bezwungener Titan. Wohl stößt das Gewoge gegen seinen Rücken und fegt über ihn hin, doch er bewegt sich nicht mehr. Gestalten, klein wie Insekten, klammern sich fest, suchen Sicherung hinter des Schiffsrumpfes Breite, treiben auf den Wirbeln in seiner Nähe.

Die Insulaner stürzen wieder hinaus, Hilfe zu bringen. Sie entreißen die weißhäutigen Männer dem furchtbaren Element, sie bringen ihre Feinde ans Ufer, tragen sie auf den Armen zu ihren weißen Brüdern und legen sie vor sie nieder wie Geschenke einer Gottheit.

„Helft den Papalagi mit euern Kräften!“ also hat der hohe Häuptling Seumanutafa seinen Kriegern befohlen. Er hat ihre

Seele gerufen. Und sie helfen. Jetzt gilt es die Rettung der Menschen, die in Not sind, im Kampfe mit den Dämonen des Sturmes und des Meeres. Gäbe es eine größere Schmach und Feigheit, als die Schwachen ohne Beistand zu lassen, nur weil sie der Feind sind? Ein Feind muß stark sein und aufrecht stehen, sonst ist er kein rechter Gegner! Wem das Wasser in den Mund rinnt, wem der Sturm seine Keule entrissen hat, der ist kein Feind mehr; der ist ein hilfloses Kind, das schreit, dem man helfen muß.

Keiner der Insulaner denkt solche Gedanken. Denken hat keinen Raum mehr in ihnen. Doch alle handeln sie. In allen pulst ein einfältiger, reinlicher, unbeirrter Trieb, zu retten. Sie jauchzen, wenn es ihnen gelingt, den Wogen ein Opfer zu entreißen. Sie brüllen gegen das Meer, wenn es ihnen ihre Beute nicht lassen will. Sie lassen den Schlaf und die Speise. Sie sind einzig höchste Wachheit, wo die Not sie gebrauchen will. Und die Not gebraucht sie.

Schiff auf Schiff zerschellt, treibt auf den Strand oder versinkt. Sie sind die Retter und Helfer. Sie schleppen schwimmend Taue zu den gestrandeten Schiffen, die reißen; sie schwimmen und schleppen, bis Verbindung zum Lande geschaffen ist. Kein Einhalten, keine Schwäche kommt sie an, der Strom ihres Mitfühlens gibt ihnen Titanenkräfte. Viele der tapferen goldbraunen Gesellen werden mit hinabgerissen in die Vernichtung, ertrinken, zerschmettern an Riff und Trümmern. Die guten Augen leuchten noch, da sie brechen. Ihre Seele hat sich erfüllt.

Schiff um Schiff ist vernichtet. Die See kommt zu Ruhe. Das Licht des Himmels webt Gold über die Insel der Palmen, und der Erdenfrieden blüht erneut. Die Retter kehren heim in ihre Dörfer und Hütten, schlichte Menschen, die ihr Werk getan haben.

Ein König

Malietoa Laupepa ist König von Samoa, Beherrscher der Inseln im großen Meere. Jedes salutfähige Schiff begrüßt ihn, wie jede andere Majestät unter dem Himmel, mit einundzwanzig Salutschüssen. Das beweist einwandfrei. Doch der hohe Herr fürchtet diesen Würdendonner, so sehr er ihm schmeichelt; er jagt ihm jedesmal Schrecken in die Glieder. Er ist ihm unheimlich, stellt er sich doch dar als der vernehmliche Machtausdruck einer fremden Welt, die er nicht liebt, mit der er sich den Zeitläuften nach aber,

wie jeder samoanische Großhäuptling, auseinandersetzen muß. Diese Fremdwelt hat ihn zum Könige gemacht. Die Großmächte Amerika, England und Deutschland haben ein großes Fono in Berlin gehabt und sein Königtum bestimmt. Weiße Alii, nicht der höchste Rat der Häuptlinge, nicht sein Volk, seine Brüder, wie es sein sollte. Er ist kein König im Sinne seiner Ahnen, der großen Herrscher in Tuamasaga, deren Wohnland seit Urzeiten den klingenden Namen Feagaimaleata, „gegenüber dem Morgenrot", trägt. König, wirklich ein Tupu o Samoa, ist nur, wer die vier höchsten Titel Tuiaana, Tuiatua, Gatoaitele und Tamasoali'i auf sich vereint, das heißt, wer mit dem eigenen Willen aller Bezirke, des gesamten Volkes, gewählt ist — dann erst nennt man ihn „tafa'ifa", den „Vielbetitelten". Davon ist bei Malietoa Laupepa keine Rede. Er ist Zufalls-, Zwangskönig.

Auch der Titel Malietoa hat mit seiner Königschaft unmittelbar nichts zu tun. Er ist ihm im Hause der Neun zu Malie, dem alten Häuptlingssitz seines Geschlechtes, verliehen worden. Nach alten Familienrechten, ohne Verdienst oder um einer persönlichen Ehrung willen. Heißt doch Malie-toa „Tapferer Krieger". Eine Preisung, die vor Urzeiten jener mächtige Unterdrücker, Tuitoga, der König der Tonganer, seinen Besiegern Tuna und Fata von seinem flüchtenden Kriegskanu aus zugerufen hat. Uneins, wem von ihnen diese Auszeichnung zukäme, schenkten die beiden Helden ihrem Bruder Savea den Ehrentitel, und somit wurde dieser der Begründer des Geschlechtes der Malietoa.

Von solcher urhaften Tapferkeit seiner Vorfahren besitzt Malietoa Laupepa nichts. Das Wesen echten Urzustandes, die schnelle Bereitschaft des Willens und dessen Umsetzung in die Tat, ist ihm nicht mit Keulen und Kopfmessern, wohl aber mit den vielfachen europäischen Einflüsterungen und mancherlei diplomatischen Aktenstücken endgültig gelähmt worden und seit langem flau gemacht. Er hat sich zu der Einsicht bekehrt, daß es seit Erscheinen der fremden Großmächte keinerlei Aussicht auf eine Unabhängigkeit und Selbstbestimmung seines Volkes mehr gibt. Er verliert sich nicht mehr in melancholische Betrachtung über diese unabänderliche Tatsache. Dennoch bewahrt er einen Rest instinktiver Wissenheit: er mißtraut den Großmächten durchaus und ist stets, ohne Bedenken gegen sich selbst, bereit, in seinen Sympathien zu wechseln und mehr im Sinne der Vorteilhaftigkeit als der Charakterstärke zu handeln. Geradeso wie jene Mächte untereinander zu handeln pflegen. Auch sie mißtrauen einander. Er hat genügende Beweise. Auch sie legen einander Schlingen, nehmen jeden Vorteil für sich wahr mit der

ganzen List ihres weißen Verstandes. Jeder kennt für sich selber nur das eine Ziel und Begehren, sich die Inseln einzuverleiben, über sie zu herrschen nach Lust und eigenem Bestimmen.

Diese Erkenntnis hat Malietoa Laupepa am eigenen Leibe gewonnen, wie auch die Lehre, daß ein starkes Begehren in gleichem Verhältnis zu einer Macht stehen muß, um zur Wirklichkeit werden zu können. Er war schon einmal in seinem Leben Herrscher, vor gar nicht langen Jahren. Er hat damals schon die Ehre königlichen Kanonensalutes genossen. War König, wenn Atua und Aana mit für ihn gestimmt hätten, sogar ein wirklicher Tupu o Samoa. Er war schon einmal durch wortreiche Verträge von den drei Großmächten zum Herrscher proklamiert. Und er konnte es nicht verstehen, daß die gleichen Mächte, die ihn verpflichtet und ehrenrechtlich gebunden hatten, in der Verborgenheit Aufrührer züchteten, seinen eigenen Vizekönig Tamasese gegen ihn aufwiegelten und ihn zu Kampf und Krieg zwangen. Bis er, ein gelehriger Schüler ihrer Handlungweise, sich selber in fremde Willensbahn verlor. Als England ihm zuflüsterte, alle Fremdherrschaft kurzerhand abzuschütteln und dem Lande seine Unabhängigkeit wiederzuschenken, zerbrach seine Macht in dem Augenblicke, da er sie zum ersten Male für eine Wirklichkeit benutzen wollte. Deutschland, Englands Hinterlist durchschauend, nahm Malietoa Laupepa gefangen und entführte ihn aus dem Machtbereich seiner Inseln. Man lud ihn von einem Schiff aufs andere, man schickte ihn um die ganze Erde und führte ihn endlich in die Verbannung auf ein unfruchtbares Inselland jenseits.

Der König denkt mit zwiespältigem Empfinden an jene aufgezwungene Welten-Malaga. Wohl hat sie sein Auge weit und sein Wissen groß gemacht. Größer als das der meisten Großhäuptlinge der Inseln. Er ist lange im Lande der schwarzen Menschen, in Kamerun, gewesen. Er war einen Tag lang Gast in einem „Regierungsgebäude“ zu Hamburg, einem der größten Küstendörfer Siamanis. Er hat Meere und Länder und Menschen aller Farben und Gedanken gesehen. Aber sein Herz blutete vor Heimverlangen nach seinem Lande der Palmen. Trotzdem spricht er nie klagend über die damalige Fernhaltung, wennschon er zeitweilig schwer an Fieber litt, die große Reise stets in der Tiefe der Schiffe machen mußte und man seine königliche Würde vielfach und wesentlich beschnitt. Aus eingeborener Vornehmheit und urtümlicher Anspruchslosigkeit betont er gerne die gute Behandlung von seiten seiner Entführer und nimmt es auch Bismarck nicht übel, daß er es ablehnte.

einen samoanischen Großhäuptling zu sehen, obwohl die Gelegenheit von Hamburg aus so nahe lag.

Nur eines ging und geht heute noch seiner Denkart entgegen und führt seinen Geist bei jedesmaligem Suchen in Wirrnis: daß man ihn, den Deportierten, den jahrelang Entmündigten, Entmenschten, nun abermals der höchsten Ehre für würdig hält. Hier bleibt sein Begreifen gehemmt. Nie ist er mehr erschrocken, nie hat er mehr den Abstand zwischen dem Denken eines Samoaners und Papalagi gefühlt, als in dem Augenblick, da der große deutsche Kreuzer in Jaluit einlief, um ihn wiederum als König in seine Heimat zurückzubringen. Er mißtraute der Botschaft, trotz der einundzwanzig Salutschüsse, die ihm zu Ehren gen Himmel gedonnert wurden. Erst als er im Hafen von Apia ausgebootet, mit allen Ehren empfangen und vor allem Volke erneut zum König proklamiert war, glaubte er.

Dennoch: Malietoa Laupepa begreift nicht. Sein Erlebtes hält ihn in Zweifeln vor der eigenen Herrscherwürde. So erlebt er sein neues Königtum mehr mit dem Gemüt als handelnd in der Wirklichkeit. Sein Leben und Sein gleicht mehr einem Traumzustand, aus dem es kein Erwachen mehr gibt. Wer zu ihm kommt, findet einen freundlichen Eingeborenen gesetzten Alters, mit matten verschwommenen Gesichtszügen, einem europäisch gestutzten kurzen Schnurrbart und aufgebürsteten Grauhaaren; liebenswürdig, ohne jeden Ausdruck der Herrscherwürde oder königlichen Bewußtseins.

Wie die meisten Könige Samoas lebt auch Malietoa Laupepa mit seiner königlichen Gemahlin Masiofo auf der langgestreckten Halbinsel Mulinuu. Seine Residenz besteht aus einem niedlichen, zu den mächtigen Gliedmaßen seiner Bewohner in einigem Widerspruch stehenden, vierzimmerigen Holzhäuschen von europäischer Bauart, mit Wellblechdach und Veranda. Dieses Gebäude, dessen besondere Bedeutung ein nebenstehender Flaggenmast von beträchtlicher Höhe noch markiert, ist Malietoas offizielle Königsbehausung. Ein Vorrecht, das den Gekrönten auf die Ebene des Papalagi erhebt und ihn diesem, wenigstens äußerlich, angleicht.

Dazugehörig, in unmittelbarer Nachbarschaft, steht noch ein Haus, ein weitbauchiger, hochbedachter insularer Rundbau. Die Reserve-Residenz, die es dem Herrscher nach Gefallen ermöglicht, aus der ungewohnten Starrheit der europäischen Konvention in die eigene urtümliche Sphäre zurückzugleiten. Hier gibt er sich den Seinen in der angestammten Weise, barfüßig, barhaupt, nur das Lavalava[1]) um die Hüften. Er weiß es zu werten, daß die hohen

---

[1]) Lendentuch.

Mächte ihm erlauben, seinen Lebensgewohnheiten dieserart treu zu bleiben und ihn nicht zwingen, einzig in offizieller Darstellung zu leben, wie bei Empfängen oder Besuchen. Da muß er dann in das Königsgewand steigen, eine alte, verfleckte, goldbetreßte Admiralsuniform mit Schulterzierde, hohem, steifem Halsband und einem funkelnden Litzenbande seitlich der Beinröhren; die Lenden umgürtet mit einem langen Messer, Bauch und Brust mit einer besternten Seidenschärpe, sein Haupt bedeckt von einem befederten schwerlastenden Putz, seine Füße mit harten, schwarzen Häuten, in denen sie brennen wie von Feuer. In diesen feierlichen Stunden dann fühlt Malietoa Laupepa am schwersten die Bürde seiner verantwortungvollen Regentschaft und beneidet den ärmlichsten seiner Brüder um die unbehemmte Freiheit seines Leibes.

Des Königs Sinn ist einfach. Dafür zeugen, neben jener Abneigung gegen ein repräsentatives Sich-Darstellen, auch die königlichen Gemächer der offiziellen Residenz. Sie sind denkbar einfach. An den Wänden seines Audienzzimmers hängen die verblichenen Bildnisse einiger europäischen Häuptlinge: Kaiser Wilhelm der Erste, die Queen, der Prince of Wales, der Earl of Jersey. An Möbeln ein runder Tisch, darauf eine große, in Leder gebundene Bibel und ein vergriffenes, von Schaben zerfressenes Photographiealbum mit Aufnahmen der weitverzweigten Verwandtschaft des Königs. Den Tisch flankieren drei Schaukelstühle, deren tief nach unten gebeulte Sitzfläche von reicher Benutzung sprechen. In der Tat: diese schwingenden Gestelle haben die ganze Zuneigung des königlichen Herrn. Sie schaffen ihn in Augenblicken offizieller Spannung jenen inneren Ausgleich, ohne den auch der farbige Mensch zuweilen der Dämonie oder doch zumindest der Unlust verfällt.

Malietoa Laupepa ist dabei nicht etwa ungastlich oder gar abweisend gegen weiße Verehrer. O nein. Jeder Angestellte einer Plantagengesellschaft, ob ihm irgendwie verbunden oder nicht, jeder Weiße an sich, wird unbedingt aufs liebenswürdigste empfangen. Ja, wer seinen Besuch rechtzeitig meldet, kann zuverlässig auf Bier oder Whisky rechnen. Masiofo, die Königin, weiß trotz aller leiblichen Schwere voll Anmut eine europäische Kawa schäumend zu kredenzen. Und nie berührt Malietoa Laupepa das Glas seines Gastes mit dem seinen, ehe er nicht dessen Vaterland die Ehre gibt und sein „Manuia 'o le Siamani" bei deutschen, bei englischen Gästen sein „Manuia 'o le Peletania" [1]), bei amerikanischen das

[1]) Auf das Wohl Englands.

„Manuia 'o le Amelika"[1]) sagte. Er hat es herausgefunden, daß diese Preisung und alle Art fremdländische Kawa den Alii von großer Bedeutung sind, und er weiß dieser Liebe durch Anpassung seit langem gerecht zu werden. Er ist großzügig als Wirt und hat auch stets eine gute Zigarre zur Hand. Er raucht mit, obwohl ihm seine samoanische „selui"[2]) am besten mundet. Wenn ihm der Präsident — sein Vertrauter und zubestimmter weltlicher Beirat — die Ehre eines Besuches zollt, gibt es zuweilen Sekt, europäischen Feuerwein, der quirlt und perlt wie der Kraterkessel Savaiis und den Geist umnebelt und froh macht, wie den eines Kindes. Der Wahrheit die Ehre zu geben: dieser Feuerwein und der Präsident haben nahen Zusammenhang. Sobald dem König die auserlesenen Flaschen zugehen, kann er bestimmt auf den Besuch des Vertrauten rechnen. Malietoa Laupepa weiß allerdings nie zuverlässig, ob er selber oder der Gast der Spender des Trunkes ist. Denn dieser verwaltet seine Gelder und ordnet seine finanzielle Wirtschaft. Er hat es ihm überlassen, aus Unkenntnis in Finanzdingen. Er ist froh darum und läßt es sich gerne gefallen, daß er auf Taschengeld gesetzt ist. Denn solange er seine monatliche königliche Apanage von sechshundert Mark bezog, lag ihn der Präsident dauernd mit Vorwürfen an, nannte ihn einen Verschwender und Prasser, weil er das Geld und dessen Wert und Bestimmung unter anderen Gesichtspunkten betrachtete. Malietoa Laupepa verachtet jedes Festhalten des Geldes, er gab es Masioso, der Königin. Doch auch diese ließ es aus ihren rundlichen Händen in die weitverzweigten Kanäle der königlichen Aiga rinnen, verteilte es, getreu dem traditionellen Geiste ihres Volkes. So wurde eines Tages die wirtschaftliche Bevormundung des Herrscherpaares eingesetzt, der sie sich fügten.

Die einzige Extravaganz, auf welche der königliche Herr besteht, sind seine Petroleumlampen. Er hat deren vier. Sie müssen stets gefüllt sein und auch in der Nacht Licht spenden. Böswillige behaupten, dieses Bedürfnis entspringe der Feigheit Malietoa Laupepas, seiner Angst vor dämonischen Umtrieben. Das ist insofern nicht zutreffend, als die Dämone, welche dem König gefährlich werden, auch das Sonnenlicht nicht scheuen. Sie kommen zumeist in Gestalt gottesfürchtiger englischer Missionare, die Gift in seine Seele träufeln, die ihn zuzeiten mit ihrer Wortkönigkeit in Zustände versetzen, in denen dem Könige jäh wilde Herrschergelüste aufsteigen und er ernstlich die Neutralität gefährdet.

---

[1]) Auf das Wohl Amerikas.

[2]) Zigarette.

Aber das ist nur zeitweilig. Im übrigen herrscht der König willig und unbeirrt in den Grenzen der Verordnungen seiner drei Mächte, was ihn freilich das Ansehen bei den eigenen Landsleuten kostet. Zumal der Adel der Inseln und alle jene seiner Brüder, in denen das Selbstgefühl und die Wertung nationaler Gesinnung unverkümmert lebt, verachten ihn um seiner Schwäche willen. Und eines Tages erhebt sich einer gegen ihn, der stolze und aufrechte Mataafa, als Bringer der Freiheit in Würde, umjubelt von fast dem ganzen Volke. Aber der Stolze, der kurzerhand in einem Dorfe der Westküste seine Regierung gründet, rechnet nicht mit dem stärkeren Willen der europäischen Mächte, die keine Störung ihrer Zwecksetzungen dulden. Die Erhebung endet in Gefangennahme und Deportation Mataafas und seiner Großhäuptlinge.

Noch einmal knirscht die gedemütigte Inselseele auf. Tamasese der Jüngere will seinem Inselvolke Tupu o Samoa sein. Aber seine Urwaldfeste wird mit Granaten zerstört, sein Eigenwille mit den wirksamen Mitteln europäischer Kriegsführung gebrochen. Malietoa Laupepa, umtreut von stärkeren Mächten, bleibt Schattenherrscher der Inseln. Die Kanonen donnern ihm den Ehrensalut, aber die Inselseele weint.

Der Schullehrer

Unter hochgewölbtem Hüttendach hockt auf Matten die Jugend von Saluafata. Die Jüngsten. In vier Reihen, der Größe nach, Mädchen und Buben durcheinander, dicht aneinandergedrängt. Vor ihnen, auf einer Mattenschicht, etwas erhöht, thront Mapu, der Faia'oga[1]) und Faifeau[2]) des Dorfes. Würdig, etwas schwer, lastend, in seiner Erscheinung. Das viele Sitzen beim Studium hat seinen Leib fett und rund gemacht. Eine breite Wulstfalte umgürtet seine starken Lenden, und die mächtigen Oberschenkel finden kaum ihren Platz in der Weite des Lendentuches.

Die Zuckerrohrjalousien sind nach der Sonnenseite hin herabgelassen; Kühle erfüllt den Raum, vermischt mit dem warmen Duft junger Leiber. Mapu lehrt, seine sonore Stimme schwingt. Alle

[1]) Lehrer.
[2]) Priester.

die blanken Augen hangen begierig an seinem Munde, der von dem großen Wissen spendet, mit dem der Faia'oga so reichlich gesegnet ist, seit er, nach mehrjähriger Ausbildung im Missionsseminar zu Leulumoegā, zurückkehrte, um fortan Jugend und Alter von Saluafata aus seiner Wissensfülle zu beglücken, sie wissend zu machen und demütig im Sinne der großen Erlösunglehre Christi.

Mapu ist tief erfüllt von dieser Aufgabe und genießt in seiner Eigenschaft als Seelenhirte, Lehrer, Beirat und Deuter aller geistigen Dinge ein hohes Ansehen im heimatlichen Dorfe. „Er denkt wie ein Papalagi", also geht die Rede von ihm, und Mapu selbst zweifelt nicht, daß ihn nur noch das Farbliche seines Leibes von einem wirklichen Papalagi scheidet. Er ist stolz darauf, mit jedem Weißen wie mit seinesgleichen in deutscher oder englischer Sprache radebrechen zu können. Er staunt zuweilen selbst, wie seine Zunge seinem Willen folgt und die eigentümlichen und harten Laute, zumal der deutschen Sprache, zu formen weiß. Es ist sein Ehrgeiz, diese Künste auch seinen Zöglingen beizubringen. Er gibt sich alle erdenkliche Mühe, auch ihre Zungen zu lockern, sie willfährig zu machen den eigentümlichen kratzenden und zischenden Lauten der fremden Sprache.

„O le faamalu — Alapepe sag uns, was heißt dieses Wort auf Deutsch?"

Alapepe öffnet und schließt ihre starken, blauvioletten Lippen wie ein nach Luft schnappender Seefisch, preßt die Zähne hart aufeinander und zischt ein unklares leises „Die Sirm".

„Schschschsch!" Mapu zischt mächtig durch seine großen, blanken Zähne: „Der Schschirm!"

Alapepe versucht es ihm nachzutun. „Der Sirm." Ihre Zunge kann nicht.

Auch Tualas nicht und Olos nicht, Tingis nicht und Tamalelagis nicht. Alle vier Knaben bewegen ihre Münder, als ob sie kauten. Sie schmatzen und zischen. Wahre Wortungetüme entquellen ihren Zungen.

Mapu schaut auf Apa'ula. Sie ist die älteste in der Klasse und entwickelter als ihre Schwestern gleichen Alters. Ihre kleinen, festen Brüste haben klare Form und stehen hart und weit voneinander. Mapu braucht Apa'ula nur anzusehen, er weiß, daß er sich auf sie verlassen kann, sie ist seine Retterin in allen Nöten.

Des Mädchens Augen leuchten, es wiegt seinen hübschen Körper vor, und, als ob es das Wort aus sich herausgeschwungen habe, tönt ein klares, scharfes: „Der Schirm". Alle Mitschüler sehen be-

wundernd und neidvoll auf Apa'ulas Mund, der so hohe Künste zu vollführen weiß.

Auch Mapu gluckst vor Wonne: „Lelei lava, Apa'ula!" [1]). Er verspricht ihr einen Loli, ja zwei, wenn es ihr nun auch noch gelingt zu sagen, was dies auf Deutsch heißt: „O le seleulū".

Apa'ula zieht ihre Stirne in Falten, dann sagt sie deutlich: „Die Schere".

Und nun müssen es alle gemeinsam sagen: „Die Schsch—ee—re".

„Die Se—Se—Sch—Schsch—e—ea—re." Gezische und Gezirpe erfüllt die Hütte. Alle glucksen, lachen. Wie lustig ist doch das Deutsch! Auch Mapu lacht. Er ist nicht strenge. Auch in ihm lebt noch das Kind, das gerne lachen mag. Sein Ehrgeiz verirrt sich nie so weit, daß er die gute Laune verliert. Man spielt Lernen, aber arbeitet nicht Lernen. Lernen darf auch keinen Schweiß verursachen. Lernen ist Spiel oder Ehrensache. Wer nicht kann oder mag, darf zu Hause bleiben. Aber versuchen sollte es immerhin ein jeder. Und was heute nicht wird, wird morgen.

Mapu macht noch einige Zungenexperimente. Er läßt Tilomai das Wort Rhein, Leváläsi, ihre Freundin, das Wort Elbe deklinieren: „O Raine, o Raine, i Raine, i Raine — o Elepe, o Elepe, i Elepe, i Elepe." Dann wird geschrieben.

Alle legen die Schiefertafeln auf die Schenkel und greifen zum Griffel. Mapu selber malt auf eine an zwei Hauspfosten gelehnte Wandtafel mit einem Kreidebrocken große, saubere Buchstaben: „Hamepuka, Kolone, Setina, Lonetona, Sini" Die kleinen Hände malen mit spitzen Fingern die Worte nach. Sauber. Erstaunlich gut. Als alle fertig sind, schreibt Mapu die Übersetzung darunter: „Hamburg, Köln, Stettin, London, Sydney." Niemand kann eines dieser Wunderworte lesen, weiß eine Begrifflichkeit oder Anschauung damit zu verbinden. Alle blicken auf ihre Schriftstücke wie auf eine wohlformige Malerei. Mapu liest ihnen alle Worte laut, langsam und deutlich vor. Und alle müssen sie nachsprechen. Als Mapu am Ende die Frage stellt: „Was ist dies: Hamepuka?" antwortet niemand.

Mapus Augen schielen nach Apa'ula. Apa'ula versichert: „Herr, ich weiß es nicht. Weiß es ganz sicher nicht."

„Du weißt es," sagt Mapu, „du weißt es ganz bestimmt."

Apa'ula schüttelt sich, sinnt einen Augenblick nach und antwortet: „Ein gesottenes Huhn."

Bewundernde Blicke treffen Apa'ula, die weiß, daß Hamepuka ein gesottenes Huhn bedeutet. Sie wandeln sich zu Staunen und

---

[1]) Sehr schön, Apa'ula.

Enttäuschung, als Mapu versichert, daß dies falsch, ganz falsch und, daß Hamepuka ein großes Küstendorf Siamanis sei. Ein gesottenes Huhn kennen sie alle. Leváláſi, die Dumpfe, schielt zu Apa'ula hinüber, es ist sicher doch ein gesottenes Huhn. Sie bleibt dabei. Ihr Lehrer hat dieses Mal unrecht, Apa'ula hat recht. Mapu irrt sich; hat er es doch oft gesagt: ich weiß nicht alles.

Nachdem Mapu erklärt hat, daß das Geschriebene die Namen großer Dörfer seien und daß die „Atua" und die „Tofua" regelmäßig, von Sydney kommend, Apia anliefen, schließt er für diesmal den Unterricht. Wie immer läßt er zum Beschluß in Gemeinsamkeit das lustige Verslein aufsagen, das Misi von der Mission ihn lehrte, mit dem er den hohen Herrn bei seinem nächsten Kommen zu überraschen gedenkt:

„Häschen saß im grünen Gras
Häschen dachte: Was ist das?
Ist das nicht der Jäger dort?
Häschen läuft geschwind nun fort.
Husch, mein Häschen, husch
In den dichten Busch."

„O lelei tele tele lava!"[1]) Mapu strahlt Zufriedenheit. „Uma!" Schluß. Und allsogleich springen die Mädchen und Buben von den Matten auf und purzeln hinaus in das Sonnenlicht. „Hus, in den dichte Bus", tönt es noch aus der Ferne.

Es ist Mapus Gewohnheit, nach der Anstrengung des Unterrichts bis zur nächsten Stunde etwas zu rasten, seinen Geist zu sammeln. Also wälzt er sich bäuchlings, streckt seine Glieder, zündet seine Selui und blinzelt aus halbgeschlossenen Augen durch den offenen Teil der Hütte ins tanzende Sonnenlicht hinaus.

Plötzlich leuchtet es goldbraun in dem Weiß, und im Sonnenglast des Strandpfades naht eine hohe Mannesgestalt. Mapu stützt sich auf seine Ellbogen. Er erkennt. Das ist Umaga von Savaii, der ehemals mit ihm in Leulumoegā studiert und eines Nachts ohne Abschied die Missionsschule der London Mission verlassen hatte, auf Nimmerwiederkehr. „Sole e!"[2]) Mapu ruft, winkt und richtet sich auf.

Auch Umaga erkennt den ehemaligen Mitschüler. Er tritt in den Schatten der Hütte, lagert sich auf der dargebotenen Matte, und bald überschütten sich die beiden Männer mit wortreichen Komplimenten über die erhabene Freude des unerwarteten Wiedersehens. Doch ebenso schnell verzieht sich Mapus feistes Gesicht zu säuerlicher

---

[1]) Soviel wie „Großartig!"
[2]) He, Freund!

Miene, er entdeckt am Halse Umagas, an einem schwarzen Schnürsenkel hangend, eine blinkende Weihmünze. Er greift danach und hält sie betrachtend: „Freund, ich sehe, dein Glaube hat sich gewandelt."

Umaga blickt mit Ruhe in die verwunderten Augen Mapus. „Es mag dir so scheinen, Freund. Aber ich habe überhaupt noch keinen Glauben gefunden, den ich den meinen nennen möchte."

Mapu läßt das Marienbildchen gleiten und fragt mit unverhohlener Neugier: „Umaga, wie soll ich deine Worte begreifen, da ich deinen Hals verziert sehe mit dem Schmucke katholischen Glaubens?"

„Der Bischof von Apia hat dieses geweihte Bildchen um meinen Hals gelegt. Ich ließ es, weil es mich freut; mit meinem Glauben hat es nicht das geringste zu schaffen." Umaga nimmt die Selui, die Mapu ihm reicht, er setzt sie behaglich in Brand und fährt im Tonfall größter Ruhe fort: „Es gibt gar vielerlei Missionen auf unsern Inseln. Eine jede verkündet eine andere Lehre, und alle stehen einander entgegen und bekämpfen sich, als seien sie Feinde. Darum habe ich in mir den Entschluß gefaßt, sie alle zu prüfen und nur der mein Herz zu schenken, die wirklich und wahrhaftig den Weg zur ewigen Seligkeit weiß. Wie anders sollen wir armen Eingeborenen die Wahrheit erkennen können?"

Mapu macht ein Gesicht, als ob er etwas höre, das zu erfassen sein Begreifen nie hinreicht. „Darum also gingest du heimlich aus Leulumoegā und nach Apia zu den Maristen?"

„Wie du fragst, so ist es. Beim nächsten Mond gehe ich nach Lufilufi zu den Methodisten und ehe die Regenzeit kommt zu den Mormonen und Adventisten."

Mapu holt tief Atem. Er denkt: dann könnte Umaga alle Glaubenskinder Saluafatas zusammen versehen. Das Dorf hat drei Kirchen und vier Glaubensbekenntnisse. Aber er sagt seinen Gedanken nicht, er lächelt und verbirgt dahinter seine Verwunderung. Um seinem Geiste keine Blöße zu geben, seufzt er: „Bruder in Christo, ich denke dies, daß es weit besser wäre für unsere Seligkeit, es gäbe nur einen Glauben, nur eine Kirche. So viele Kirchen, so viele Uneinigkeit. Wenn am Abend die Gebettrommeln tönen, dann wendet sich in den Hütten Freund von Freund, Bruder von Bruder, jeder betet zu seinem besonderen Gotte, anstatt daß wir alle zu einem Gotte beteten, wie es ehemals die Sitte des Landes war."

Umaga nickt Beifall. „Unsere Väter und Vorväter hatten nur einen Glauben, den Glauben an Tagaloa. Aber der Weiße machte

ihn verächtlich und nannte uns Heiden. Und weißt du warum, Mapu? — Weil Tagaloa weder zu Amelika, noch zu Peletania oder Siamani steht. Er ist ein Gott ohne Kriegsschiff, ohne Konsul und ohne Mission. Er war der wahre Gott unserer Inseln."

Mapus Kopf glüht, das Braun seiner Wangen hat Flecken, seine Borstenhaare stehen senkrecht, und seine Lippen beben. Er fühlt alle seine von den Brüdern in Leulumoegā übernommenen Grundsätze mit einem Male an den Worten des Freundes wie zusammenbrechen. Sie holen Gedanken und Zweifel herauf, die lange in ihm waren, die alle versanken im christlichen Geiste von Leulumoegā, die mit Methode, Lehre und viel Gebet aus ihm herausgehoben wurden, bis er, gesäubert, sich zu dem Glauben bekannte, dessen Diener und Künder er heute ist. Und nun ringt er, diesen Glauben vor sich selber zu rechtfertigen. Aber seine Gedanken verweigern ihm den Gehorsam. Erst nach langem Nachsinnen sagt er, wie aus einer innerlichen Überzeugung, und doch nur in einem Einfall des Augenblicks: „Gott ist mächtig. Er offenbart sich im Menschen. Das Volk, welches das mächtigste ist, hat auch den mächtigsten und also den höchsten und wahrsten Gott."

„Dann wäre also nach deinem Denken, der englische Gott der mächtigste?"

„So ist es, Umaga." Ein Lächeln steigt auf Mapus verstörtem Antlitz auf, da er seine Gedanken endlich auf rechtem Pfade glaubt.

Doch schon führt Umaga ihn wieder ins Irre, da er dem Freunde die Frage stellt: „Ich glaubte dich im Dienste Siamanis?"

Das kann Mapu nicht leugnen, dennoch fügt er hinzu: „Und Peletanias." Zugleich besinnt er sich auf gewisse Hinweise und Andeutungen des Reverend Newell und sagt mit dem Tone festester Überzeugung: „Stärker als Siamani ist dennoch Peletania. Und wenn beide miteinander um den Rang streiten würden, so müßte Siamani verlieren."

„Die Methodisten sagen, Amerika und der amerikanische Gott sei der stärkste. Mapu, du siehst die Sümpfe unserer Gedanken und wirst es jetzt begreifen, warum ich mitten hineintrete, um die Wahrheit zu finden."

„Aber du glaubst doch an Jeova?" Mapu bemüht sich verzweifelt, wieder zu irgendeinem festen Halt in seiner Gedankenwelt zurückzufinden.

Umaga hebt sein offenes Gesicht zu dem Fragenden: „Glauben, wirklich glauben, kann ich nur an Tagaloa, an ihn, den großen Gott der Inseln. Nie werde ich an einen Gott glauben können, der ein Mensch ist wie wir und doch wieder kein Mensch, der die Welt

und die Menschen, die Inseln und Meere schuf, aber sein Werk schlecht machte, unvollkommen, derart „leaga“ [1]), daß die Menschen erst wieder erlöst werden müssen, um vollkommen zu werden. Tagaloas Welt ist vollkommen und bedarf keiner Erlösung.“

„Umaga, deine Gedanken sind die Gedanken der Inseln, sie betäuben mich mit ihrem Dufte, aber mir wird schwer dabei vor allzu vieler Süße.“

„Weil du dich fangen ließest von den weißen Gedanken und deine eigenen Gedanken nicht mehr zu denken vermagst. — Aber ich muß nun auch gehen, Mapu: ‚Tofa soifa!‘ [2]).“ Umaga erhebt sich und tritt zwischen den Hauspfosten hindurch, hinaus ins Freie.

Mapu sieht die Erscheinung im Sonnenglaste entschwinden. Er legt sich auf die Matte zurück und grübelt. Ihm ist, als habe er einen wirren Traum. — Tagaloa? — Nein! Nein! Gott, Vater, Sohn und Heiliger Geist. Und er besinnt sich mit einem auf den schönen Bericht von Christi Versuchung durch den Satan. Umaga ist sein Versucher. Mapu fühlt triebhaft, daß seine Gedanken nie hinreichen, die große Wirrnis des Glaubens zu klären, darum läßt er seinen Geist in die gewohnten Bahnen zurückgleiten. Er steht auf, schüttelt sich, wie um ein Arges von sich abzustoßen, tritt an die Bambustrommel vor der Hütte und wirbelt heftig den Schläger.

Sogleich heben sich in den Hütten die niedergelassenen Jalousien, und von allen Seiten des Dorfes kommen Jünglinge und Mädchen herbei. Es sind die reifsten des Dorfes, Burschen, die bald tatauiert werden, und Mädchen, die bald Mütter werden sollen. Alle torkeln lachend und lärmend zu Mapus Hütte herein, werfen sich auf die Matten, verirren sich dabei mit ihren langen Beinen und stoßen einander in die Hüften.

Mapu benutzt den Augenblick, sich selbst und seine Würde wiederzufinden, er wirft gewaltige Blicke um sich und legt seine Stirne in Falten. Aber sein Ernst verfängt nicht. Die stattliche Fafoa mit dem schwarzen Wuschelkopf und den rundlichen, hübschen Schultern lacht Mapu entgegen und flüstert der adligen Salamasina zu: „Mapu hat heute Taroschößlinge gegessen.“

Mapu fühlt sich beirrt durch diese kühnen Blicke und das Geflüster, aber noch schwach von dem soeben Erlebten, wagt er es nicht, Fafoa zu rügen. Er betrachtet mit Wohlgefallen, wie die Grube zwischen ihren Brüsten auf- und abwogt, und schweigt.

Eigentlich hatte er auch für die Großen Deutschstunde angesetzt. Doch noch völlig im Banne seiner geistigen Bedrängnis, zieht er

---

[1]) Schlecht.

[2]) Lebe wohl und bleibe gesund!

es vor, um seiner Gemütslage Rechnung zu tragen, eine Stunde der Andacht, der Erbauung, zu geben. Nachdem er lange gewartet, bis seine Hörer völlig zur Ruhe gekommen sind, faltet er seine Hände und sagt mit ernster, würdiger Stimme: „In uns allen lebt das Gute und auch das Schlechte."

Da Fafoa noch immer ein Lächeln im Auge trägt, fügt er flüsternd hinzu: „Auch in dir, Fafoa." Da nimmt auch diese Blick und Haltung einer Andächtigen an und sieht nach Mapus Lippen.

„Eines lebt neben dem anderen, und jedes verlangt danach, die Herrschaft an sich zu reißen. Es ist unsere Aufgabe, mit dem Guten das Böse in unserem Herzen zu töten und dieses zu läutern, wie unser Herr und Heiland es auch getan hat."

Mapu weiß, daß es nicht unbedingt darauf ankommt, daß seine Worte in ihrem Sinne begriffen werden, sondern ebensosehr, daß ihre Musik seine Hörer in Andacht wiege. Trotzdem fragt er Tupa'i, der unaufmerksam mit seinen Fußzehen spielt: „Tupa'i, wann ist ein Mensch gut?" Tupa'i knetet seine große Zehe und schweigt.

„Laß deine Füße in Ruhe", sagt Mapu.

Tupa'i tut es und sieht mit ausdrucksleeren Blicken empor. Er hat noch nie danach gefragt, was gut oder böse ist. Darum schweigt er.

Im gleichen Augenblick, da Mapu seinen Mund auftut, um seine Frage zu wiederholen, meldet sich die sittige Vaetoe, die uneheliche Tochter des Faifeau eines benachbarten Sprengels: „Herr, ich weiß es."

Mapu nickt zustimmend: „So sage du es Tupa'i, Vaetoe."

„Herr, du selber sagtest es oftmals", beginnt diese und legt Ausdruck in jedes ihrer Worte. „Der Mensch ist gut, wenn er den Willen erfüllt des Vaters."

„Lelei lava, Vaetoe!" sagt Mapu, und an alle gewendet, fragt er: „Wann aber erfüllt ein Mensch den Willen des Vaters?"

Viele Hände strecken sich hoch. Mapu deutet zuerst auf Lési, den Schweigsamen.

„Wenn er mit sauberem Lavalava in das Haus Gottes kommt," sagt dieser.

„Und sein Haupt mit einem Hute bedeckt", fügt ungefragt Fafoa hinzu.

„Und nicht barfuß kommt", überschreit Pasesē Mapu, der Ruhe gebietet und ungefragt keine Antwort will. Er nickt Jao zu, der mit dünnem Finger eifernd vor seiner Nase herumfährt.

Jao schluckt zweimal, dann sagt er in höchster Überzeugung:

„Wenn ich dir meine Kopra [1]) zu Verkauf gebe, Herr, und niemandem anders."

Mapu hat mit einer tieferen Auslegung seiner Frage gerechnet, doch unverhohlen ist seine Freude, wie fest seine Ermahnungen in seinen Zöglingen wurzeln. Ihnen verdankt er den Erfolg seines Handels, den er nach christlichen Grundsätzen, und dem Vorbild seiner Lehrer, in seiner Freizeit mit reichem Eifer und vieler Freude betreibt. Er kann sich darum auch nicht enthalten, die Gunst des Augenblicks zu nutzen und darauf hinzuweisen, daß das letzte Boot von Apia sein Lager wieder aufgefrischt, ihm vielerlei neue Stoffe, Salzfleisch, Biskuit und andere Herrlichkeiten gebracht habe, zu deren Betrachtung und Kauf er alle Gläubigen seines Sprengels einlädt.

Mapus Kunde wird mit tumultartiger Freude begrüßt. Alles schwatzt laut durcheinander. Einzelne vereinbaren, daß sie noch heute dem Store ihres Faia'oga ihren Besuch abstatten wollen. Pauli, einer der lautesten in der Schar, schlägt mit einem harten Zipfelknoten seines Lendentuches klatschend auf seine Matte, um zu sagen, daß es ihm keinesfalls an Tupe [2]) fehle. Er schwört der stolzen zukünftigen Taupou von Saluafata: „Sina, Pauli schenkt dir noch heute ein Ofu [3]), schöner als alles, was deine Lenden je trugen." Sina hört nicht auf seine Worte. Sie liebt die Lolis, und ihre Zunge fuchtelt in ihrem Munde in Vorfreude. Mapu hat große Mühe, die Geister wieder zu Ruhe und Andacht zu bringen.

„Das Gute ist der Gegensatz des Bösen", wiederholt er noch einmal. „Nur das Gute ist Gott wohlgefällig." Dann weiß er nicht weiter. Er merkt, wie seine Gedanken abschweifen, immer wieder zurückkehren zu den Worten Umagas. Er hätte ihn doch nicht reden lassen, ihn aus seiner Hütte weisen sollen; Mapu selbst ist ein Diener des Bösen gewesen, da er ihn anhörte.

Vorwurf nagt in ihm, und da es ihm nicht mehr gelingt, seine Gedanken zu sammeln, greift er zur Heiligen Schrift und liest mit inniger Einfühlung, sich zum Troste, die ergreifende Geschichte von der Versuchung Christi durch den Teufel. Als er an die Stelle kommt, wo es heißt: „Jesus antwortete ihm und sprach: „Hebe dich hinweg von mir, Satan'", hebt Mapu seine Stimme und sieht deutlich Umaga von sich weichen. Wie zu sich selber redend, fährt er mit lauter Betonung fort: „Es steht geschrieben: du sollst Gott, deinen Herrn, anbeten und ihm alleine dienen."

---

[1]) Getrocknete Kokosnuß.

[2]) Geld.

[3]) Kleid.

Nun kommt Frieden über Mapu. Ihm ist, als habe er die rettende Hand gefunden, die Hand des Herrn und Heilandes. Als er die Stunde schließt, strahlt sein Antlitz in gewohnter Heiterkeit und Würde. Er schreitet über den Dorfplatz seinem Store zu gleich einem Manne, der weiß, was er will und will, was er weiß.

Fa'a Samoa[1]

Moana, die Häuptlingstochter aus dem tausendjährigen Geschlechte der Tuiaana, liegt auf den Matten im Rundbau ihrer dörflichen Sippe und weint. Ihr rundes, kindliches Gesicht ist verzogen, ist häßlich, verschwollen, ungefaßt. Ihre Sammetaugen laufen über, und von den schwarzen Wimpern rinnen die Tränen, unablässig, ein Strom runder Tropfen. Sie nässen das dünne, ockerfarbene Tuch, unter dem ihre Brüste schüttern. Ihr ganzer Leib weint. Sie weint wie ein Kind weint, in ihr Weh eingetaucht, ohne Hemmung. Sie wühlt mit den Füßen in den Kieseln des Hüttenbelages, sie krampft die Zehen im Zorn, geradeso wie sie ihre Hände krampft. Ihre Gedanken sind untergegangen in ihrem unausdenkbaren Schmerz über die Enttäuschung und das Betrogensein ihres jungen Lebens.

Verrunzelte Matronen hocken ihr zur Seite, nicken zuweilen bedeutsam und summen von Zeit zu Zeit trostklingende sanfte Worte: „Das ganze Dorf liebt dich, Moana. Wir, dein Vater, der Häuptling, deine Brüder und deine Kinder. Alles sehnte sich nach Moana, und die Freude ihrer Rückkehr ist groß. Dein Schmerz wird verwehen wie der Sturm, und deine Freude wird wiederkehren in dein Herz und es leuchten lassen für dich und alle, die dich lieben."

Frauen und Mädchen aus nachbarlichen Hütten kommen herbei und gehen schnell wieder. Das Leid Moanas weckt kaum eine Teilnahme. Es ist ein gewöhnliches Leid, ein Geschick, das schon viele Schwestern der Inseln betroffen hat. Die Männer, die vorübergehen und fragen, lächeln nur, mit einem sonderlichen Ausdruck im Gesichte. Einzelne zeigen Zorn und erleichtern sich im Weiterschreiten durch einen Fluch.

Moana ist davongejagt. Der weiße Mann, mit dem sie jahrelang die Schlafmatte teilte, hat sie an ihre Sippe zurückverwiesen. Für immer. Er hat ihr gesagt, daß seine Liebe zu ihr „uma"[2]) sei, end-

---

[1]) Fa'a Samoa = Auf Samoa-Art.
[2]) Zu Ende.

gültig uma. Dies ist die Tatsache, ist die Ursache des großen Schmerzes und der Einbruch in Moanas kindliche Seele. Sie fühlt sich betrogen. Die Schmach macht ihr Blut sieden. Sie sinnt Rache und hat Visionen, die sie zittern machen. Sie fühlt sich zum Allerschrecklichsten fähig. Sie spannt ihre Muskeln und schlägt ihre Zähne aufeinander. Sie will den wiederschlagen, der ihr so großes Leid zugefügt hat. Es ist ihr kein Trost, läßt sie ihr Unglück nicht leichter tragen, daß andere ihrer Schwestern es mit ihr teilen und immer wieder teilen werden. Es ist ihr eigener, ihr ganz besonderer Schmerz.

Da sie weint und schluchzt, und ihr Körper zittert und schwingt in Spannung, lösen sich mit eins ihre Glieder, werden weich und hingegeben. Ihre Gedanken machen den Gang zurück zu dem Glauben an seine Worte. Diese Worte sind ihr bis heute Heiligtum gewesen, Wahrheit und Gesetz. Ein Alii lügt nicht, wenn sein Mund von Liebe spricht. „Liebe kleine Teine"[1]) hatte er sie genannt. Einmal? Nein, hundert Male. Tagtäglich. Mit dem ganzen Ungetüm ihres urhaften Wesens klammert sich ihr Herz an das Vermächtnis seiner klingenden Worte. Sie leuchten auf, überströmen sie und beruhigen sie endlich.

Moana weint nicht mehr. Sie hält ihre Augen geschlossen, sie bedeckt sie mit ihren Händen, als ob sie schlafe. Die Matronen rücken behutsam von ihr ab, nicken einander verständnisvoll zu und verlassen auf leisen Sohlen die Hütte. Moana schläft nicht. Sie denkt, ganz eingesponnen, zurück an jene Zeit, da sie kam und ging im Hause des weißen Mannes, seine europäischen Matten zu holen, sie im Flusse zu waschen und wiederzubringen, da sein Zauber zum ersten Male auf sie eindrang. Da sie es nicht abwarten mochte, wieder zu ihm zu kommen, und auch er sie oftmals am Arme hielt: „Moana, 'aua e te savali!" Bleibe Moana! Er war gut zu ihr. Sie fühlt es heiß in ihrem Herzen strömen. Wie gut er zu ihr war! Bringt sie ihm eines Morgens mit den großen, schönen, weißen und ach, so weichen europäischen Schlafmatten sein blinkend helles „'ofu vae"[2]), nur dieses, ohne den „peleue"[3]), der doch dazu gehört. Der Vaisigano[4]) hat ihn ihr weggerissen und ins Meer getragen. Sie weiß nicht, wie dieses geschehen ist. Schrecken fährt in sie. Sie zittert vor seinem Zorn, da sie ihm nur die eine Hälfte der Leibesmatte bringt. Er hört ihr banges „faamolemole"[5]),

[1]) Mädchen.
[2]) Beinkleid.
[3]) Rock.
[4]) Fluß.
[5]) Verzeih mir.

dann lacht er: „Du wirst doch nicht Angst vor mir haben!“ Sein Lachen nimmt das Bangen von ihrem Herzen, und sie lachen beide. Er hat nicht den kleinsten Zorn für sie, sondern nur gute Augen und warme Worte. So gut ist er.

Sie denkt an dieses Erleben wie an einen Höhepunkt ihres Lebens. Sie denkt an die schönen und süßen Alofa, neben dem vielen runden Tupe für das Weißwaschen der europäischen Matten. Reich war sie und von Simalua und Aolele, ihren Freundinnen, benieden, daß es in ihrer Macht lag, sich schöne Dinge beim Träder zu kaufen: bunte Bänder, Perlen aus Glas und wundersüße Loli, groß wie Vogeleier.

Und andere Gedanken kommen. Sie besinnt sich darauf, daß auch sie ihm viel Gutes aus ihrem Herzen schenkte. Er bittet sie: „Moana, geh und nimm den Staub von allen Dingen meines Hauses.“ Sie geht und tut es. Er bittet sie: „Zünde das Feuer im Herde und backe in der Pfanne den Taro.“ Sie geht und tut es. Um vieles bittet er. Sie tut alles. Sie geht mit ihm und den Chinesen in die Pflanzung. Sie bringt auch ihre beiden Brüder mit. Auch sie helfen ernten und die Palmfrüchte entkernen und in der Sonne dörren. Sie gehorcht ihrem weißen Gebieter bedingunglos. Sie entschwindet stets ohne Murren, wenn weiße Gäste kommen und erscheint nur, wenn sie gerufen wird. Ihr Taktgefühl ist zart und voll mitfühlender Innigkeit für den weißen Mann. Sie ist traurig und jedesmal zutiefst erschrocken, wenn die große Leidenschaft nach brennendem europäischen Feuerwasser über ihn kommt. Wenn er des Teufels Getränk in sich einschüttet, bis seine Augen groß und schrecklich werden und sein Mund, häßlich riechend, einem Sturzbach grober, wilder Worte gleicht. Wie oft hat sie ihm das dämonische Wasser entwunden, es im Buschwerk der Pflanzung verborgen, daß es niemand finden kann, auch sie selber oft nicht mehr.

Auf dieses alles besinnt sich Moana und auf noch viel mehr. Ihr Gedächtnis ist eine Willigkeit. Und nun blühen sie herauf alle die Stunden ihres Erlebens, die süßesten ihrer Erinnerungen. Eine abendliche Dämmerstunde, noch durchtränkt von der feuchten Schwüle und süßen Duftfülle des heißen Tages, plötzlich springt das Begehren Moana an, hemmungslos, die Sehnsucht nach dem weißen Manne. Sie entfernt sich unbemerkt aus dem Kreis ihrer Sippe und läuft den kürzesten Pfad zu ihm auf die Pflanzung. Im Dunkel ihres Schopfes glühen blaue Blüten, ihre Brust übertanzt die Doppelreihe der Goldmuschelkette, und um ihre Lenden flattert das meerblaue Lavalava, das er ihr am Tage zuvor geschenkt hat. Sie steht vor ihm, strahlend, als sei sie aus der Krone des Palm-

baumes gefallen, voll Willigkeit, unschuldig kindlich, die Hände über ihre vom Lauf keuchende Brust gedeckt.

Der weiße Mann lacht, wirft die Hacke fort und greift mit beiden Armen nach dem jungen Kinde. Er preßt Moana an sich, hebt und trägt sie quer durch die satte Pflanzung in sein Haus.

In dieser Nacht teilt Moana zum ersten Male die Matte des Geliebten. Ehe die Helle des neuen Tages heraufkommt, gehen beide zu der Hütte Moanas, und der weiße Mann wirbt um sie. Große Erregung entsteht in der Sippe, Widerstand und Abwehr. Man müsse zuerst den Misi von der Mission fragen. Was zum Teufel geht den Misi seine Liebe an! Wer ein Weib sucht, braucht keinen Zwischenhändler — also sagt der Brautwerber. Er macht die Münder still und die Geister gefügig mit seinen starken Worten. Und der Häuptling willigt ein: „Hoheit, unsere Dorfschaft schenkt dir Moana und fühlt sich geehrt durch dein hohes Begehren. Möge euer Blut ineinanderfließen und die Schar deiner Nachkommen groß sein. Du bist der wahre Gebieter." Ein rauschendes Fest folgt, mit gewaltigen Essensgelagen, mit wortprunkenden Reden, mit Tanz und Spiel und Gesang, viele Nächte lang. Also wird Moana die Fafine[1]) des weißen Mannes.

Er führt sie heim in seine herrliche, große Herrenhütte. Moana kann sich nicht satt daran sehen, nun, da auch alles ihr zugehört. Ihr Leben ist eitel Glück und Erfüllung. Es leuchtet wie die Sonne und ist schattenlos wie der blaue tropische Himmel. Wenn der weiße Mann ihren Mund oder ihren braunen Nacken küßt, hört sie ihr Blut pochen. Er küßt sie oftmals untertags, sein Mund ist ein Quell süßen Gestehens. „Du bist schön, Moana, schöner als deine weißen Schwestern über dem Meere." Er muß diese Worte oftmals sagen, sie versüßen ihre Gedanken, sie machen sie stark und fröhlich. Der Geliebte ist Welt, Himmel und Erde, ist alles. Tafamaiata, die Morgenröte, nennt sie ihn; das erste Licht über Moana. Ihr Name bedeutet das große Wasser. Die Morgenröte beschenkt und schmückt das Meer. Der weiße Gebieter schmückt seine Fafine mit der schönsten Zierde der europäischen Kaufläden. Mit schönen Ketten von bunten Steinen, mit Haarschmuck und seidigen Flatterbändern. Er kauft ihr ein hellrosa Ofu, keinen gewöhnlichen Hänger, nein, ein wirkliches Kleid, wie es die halbweißen Damen der Hafenstadt tragen, aus dem nur die Hände, der Kopf und die Füße hervorsehen. Da sie, erstmals damit angetan, vor ihn hintritt, flammen seine Augen auf, und sein Mund sagt: „Moana, du siehst aus wie ein Märchen." Sie weiß nicht,

[1]) Ehefrau.

was dies besagt, aber sicherlich ist es das Schönste, was ein weißer Mann sich ausdenken kann.

Er ist ihr Faia'oga, ihr Lehrer, und sie seine Schülerin. Er lehrt Moana, auf einem Stuhle an einem europäischen Tische zu sitzen, von Tellern mit Gabel und Messer zu essen. Er lehrt sie, aus zerbrechlichen Gefäßen die Getränke der Weißen schlürfen und die Menge des Zuckers erraten, den diese benötigen. Er lehrt sie alles, um an der Seite des hohen Alii bestehen zu können.

Dazu gehören auch alle Reichtümer der sattgefüllten Truhe seines hellen Geistes. Er gibt ihr auch davon. Süße, fremdartige Gedanken werden ihr zu eigen, und sie lernt es, Gebrauch von ihnen zu machen nach europäischer Weise. Da ist zuerst das Gebot der Arbeit, das er ihr immer erneut vorträgt und ihr sinneswillig zu machen sucht. Es widersteht Moana, doch sie gehorcht aus Zuneigung. Sie schenkt dem weißen Manne ihre ganze unverbrauchte Leibeskraft und teilt seine Arbeit auf der Pflanzung vom Morgen bis zur Dämmerung.

Auch die Brüder kommen, die Eltern, die Anverwandten, die ganze Aiga Moanas. Alle helfen dem hohen Alii nach den Satzungen und Pflichtgeboten der Sippe. Ihre Äxte erklingen im Urwalde, und das Stürzen der Baumriesen läßt die Erde erdonnern. In wenigen Tagen liegt ein Stück Buschland gefällt, größer als zehn große Samoadörfer. Der weiße Mann ist glücklich. Er singt und summt und pfeift von früh bis zur Nacht. Er gibt der Aiga ein großes Fest. Der Chinese vom Kaufmann bringt eine hochgeladene Fuhre köstlicher Alofa: Fässer mit Salzfleisch und Salmen, schmelzend wie die Frucht der Papaya, köstlichen Zwieback und viele Truhen voll Rauchwerk für die Männer, Lolis in allen Größen und Farben für die Frauen. Moana erhält ein Extrageschenk: eine Flasche Duftwasser „Veilchenparfüm“. Alle freuen sich und singen dem Spender klingende Dankeshymnen ob seiner Güte. Als das Laub dürr ist und das Feuer die Gebeine des Urwaldes verzehrt hat, kommen alle nochmals, helfen klären und säubern und die jungen Pflanzen in das gelockerte Erdreich setzen. O, wie der weiße Mann diese kleinen Pflänzchen liebt! Jeden Morgen geht er mit Moana und den Chinesen, und sie schlagen das Unkraut nieder, das Luft und Sonne nehmen will. Jetzt sind die Pflänzlein Bäume geworden und beginnen Früchte zu tragen. — — —

Moana hat sich aufgerichtet. In der Hütte steht die Dämmerung. Ihre Augen leuchten zuweilen auf, und ihr Mund lacht. Sie hat ihren Schmerz in der Erinnerung vergessen. Da jagen zwei Knaben zur Hütte herein, bleich von Hautfarbe. Sie stutzen und stürzen

sich dann mit einem Freudenschrei auf Moana und hangen an ihrem Halse. Siaosi und Joane, ihre Kinder. Und seine. Er hat sie ihr geschenkt. Er hat ihr gesagt: bringe sie deiner Familie. So großmütig ist er, daß er sie völlig aus seinem Herzen gab.

Als Moana den Knaben erzählt, daß sie nun bei ihnen bleiben und nie mehr zu dem weißen Manne zurückkehren werde, schlagen sie Purzelbäume vor Wonne. Sie steigen auf die Schultern der jugendlichen Mutter. Sie rollen Moana auf der Matte und kitzeln sie an den Fußsohlen und in der Halsgrube. Gekreisch und Lachen erfüllt die Hütte. Und als die Matronen mit Moanas Eltern zurückkommen, schauen erstaunte Augen die Verwandlung. Alle sind des frohen Glaubens, die Zurückgekehrte habe ihren Schmerz besiegt.

Am Abend kommt der Misi von der Mission und spricht strafend von dem großen Unglück, das über Moana gekommen ist. Er nennt es eine Strafe Gottes, da sie gegen das Gebot des Höchsten mit einem weißen Manne Avaga[1]) gelebt habe. Moana lächelt und sieht ohne Verstehen das bleiche eifernde Gesicht vor dem ihren. Sie weiß ihr Verfehlen gegen die Gebote des Himmels nicht. Unschuld entstrahlt ihren Augen. Und als der Misi seine Stimme hebt und mit hochgestelltem Zeigefinger Moana ermahnt, in sich zu gehen und Gott um Beistand zu bitten, da ihre Kinder nun fortan ohne Vater leben müssen, sieht sie um sich auf die Männer in der Hütte, auf ihren Vater, den Häuptling und auf ihre Brüder. Es sind hier Väter genug für ihre Kinder. Sie rückt unbemerkt von dem eifernden Gottesmann ab in den Hintergrund der Hütte und entweicht in dem Augenblick, da er seine Rede gegen den Häuptling wendet.

Erst als Moana zur Nacht allein auf ihrer Matte liegt, bricht der Schmerz wieder auf. Ihre Gedanken kehren abermals ein in den reichen Garten ihrer Erinnerungen. Und sie fühlt es im nächtlichen Dunkel nun auch wieder, da die Wandlung seines Herzens und das Absterben seiner Liebe beginnt. Sie sind in der Pflanzung. Da tönt der donnernde Signalschuß von der Lotsenstation des Hafens her. Die „Tofua" ist eingefahren. Der weiße Mann befiehlt dem Chinesen, das Pferd zu satteln. Er reitet hinab in die Hafenstadt. „Tofa Moana!" Sie winkt, seine Augen schenken ihr gutes Feuer. Als er nach Tagen zurückkehrt, ist es erloschen, seine Augen füllen Dunkelheiten, sie weichen den ihren aus. Auch seine Stimme hat die Süße ihres Klanges verloren. Sie tut weh. Moana muß weinen. Sie weiß anfangs nicht warum.

---

[1]) Wilde Ehe.

„Was ist denn los?“ fragt er. Sie weiß nicht zu antworten und läuft in die Pflanzung. Er folgt ihr und fragt nochmals, „Moana, warum weinst du?“ Sie weiß keine Antwort. Aber ihr Herz trauert. „Glaubst du Schlechtes von mir, Moana?“ „Ich glaube nie Schlechtes von dir, aber ich bin traurig.“ Da zürnt er, wie er nie mit ihr gezürnt hat; er nennt sie einfältig und dumm. Moana bittet um Verzeihung, aber sie weiß es, daß seine Liebe zu ihr gestorben ist. Sie weiß es mit aller Sicherheit.

Er reitet fortan oft in die Hafenstadt. Mit jedem Male, da er zurückkehrt, ist seine Liebe kleiner geworden. Dann zu einer Stunde, da der Regen fällt und der Sturm heult und klagt, faßt er Moanas Hand und sagt: „Moana, ich bitte dich, gehe du in das Haus Tuivasses und werde sein Weib. Siehe, er hatte dich lieb und hat dich auch heute noch lieb. Er ist aus edlem Stamme und deiner würdig. Er wird dir ein besseres Glück bringen als ich und für dich und deine Kinder sorgen wie ein rechter Vater deines Volkes.“ „Und du?“ fragt Moana. Nur zögernd gibt er Antwort: „Ich muß endlich nach den Geboten meiner Herkunft leben, die von mir verlangen, daß ich, statt deiner, eine richtige weiße Fafine in mein Haus nehme. Ich werde dich nie vergessen, Moana.“ Noch hat der weiße Mann nicht zu Ende gesprochen, da ertönt die klagende Stimme eines Vogels im Gesträuch. „Der Fuia ruft.“ Moana verbirgt ihr Gesicht in den Händen und weint. Jetzt weiß sie es, daß ihr Herz nie mehr einen Zauber für den weißen Mann finden wird. Er bestimmt einen Tag, an dem sie ihn verlassen muß. Felsenschwer sinkt es auf ihr Herz, sie hat keine Kraft mehr, ihr Fühlen in die Enge der Worte zu bannen. Sie wendet sich ab und beginnt zu laufen. Wild, die Hände vorgestreckt, jagt sie durch Busch und Gesträuch, entflieht sie der Stätte seiner toten Liebe.

Noch ist kein Tag vergangen, seit dieses geschah. Moana will es scheinen, es seien Ewigkeiten verronnen. Da ihr Erinnern jetzt an seinem Ende steht, überwältigt sie die Müdigkeit. Sie schläft ein, im Antlitz gezeichnet von der Wirrnis ihres Innern und der Enttäuschung ihres Herzens.

Fatu

Fatu ist wurzelecht, mit Muskeln wie Baumstränge, aufrecht trägt er sein Haupt, seine Augen springen vor Lebensinbrunst, sein Gang ist stolz, jede seiner Gesten adelig, obschon er dem Volke entstammt. In seinem Blute lebt noch der unverfälschte Meermensch der Urzeiten, der Mensch einer Welt ohne Grenzen. Fatu ist ein letzter Sproß einer hinsterbenden Volkheit, die kann, was sie will, durch ihr Blut, die noch im Banne jener schöpferischen Urkraft lebt, welche in strömender Sehnsucht das All erschuf, Erde, Himmel, Meer, und in Einheit mit diesen den Menschen.

Dieser Geist lebt in Fatu, sichtbar in Gebärden der zwingenden Kraft und des Eigenwillens. Er durchkreuzt sich mit der Wirklichkeit seiner Zeit und mit der Begrifflichkeit weißen Denkens. Der weiße Mann steht gegen Fatu mit seiner diesem unbegreiflichen Sittlichkeit. Man hat Fatu als Taugenichts erklärt und hält ihn gefangen im Fale puipui [1]).

Weil er genommen hat, was nicht sein ist. Er hat gestohlen, nach dem Denken der Weißen; nicht nach seinem eigenen Denken. Es rennt ein Schwein über seinen Weg. Fatu springt, greift es, schwingt es über seine Schulter und bringt es seiner Aiga. Als der Weiße seinem Schweine nachfragt, findet er nurmehr die Knochen. Fatu lacht. Der Papalagi droht, er ist voll Wut und spricht Flüche gegen Fatu aus. Der folgt ihm und nimmt die reifsten Früchte aus seiner Pflanzung und verschenkt sie. Er weiß, daß er gegen eine fremde Gesetzlichkeit verstößt. Trotzdem. Er haßt die Begierde des Papalagi, der auf alles seine Hand legt und sagt: dieses ist mein und das ist mein. Solche Gesinnung widerspricht dem Gemeinschaftssinn des Samoaners, der kein Mein und Dein kennt, nur immer ein Alles-ist-allen. Was heißt lau u lou? Mein und Dein. Es ist ein Trieb in Fatu gegen diese Unsittlichkeit der Fremdlinge. Für ihn bestehen die Gesetze des weißen Mannes nicht. Er verachtet sie aus seinem Unbegreifen, nicht aus einer Schlechtigkeit. Er käme nie darauf, seinem Nachbar den kleinsten Taroknollen aus seinem Acker zu reißen.

Aber die fremden Gesetze laufen hinter Fatu her. Sie erscheinen in Gestalt eines Sendboten der Obrigkeit beim Häuptling und fordern den Übeltäter. Der lacht. Aber der Häuptling befiehlt Gehorsam. Und also folgt Fatu dem Leoleo [2]) zum Faamasino [3]).

---

[1]) Gefängnis.
[2]) Polizist.
[3]) Richter.

Der macht Augen, starrglitzernd wie die Glasperlen am Halse seiner Schwester, schnurrt viele harte Worte, die Fatu erschrekken, dolcht seinen Zeigefinger ins Leere und donnert: „Ins Fale puipui!"

Dieses ist Fatu ein Erlebnis. Wie eine neue Küstenbucht oder ein jenseitiger Bergrücken. Man sagt ihm, was er zu tun hat, nicht er sich selber. Das ist ihm ebenfalls ein neues Erfahren. Er muß Unkraut jäten, Wege bessern. Ein Leoleo steht hinter ihm und brüllt: „apo!" [1]), sobald er einhält. Das geht eine Zeitlang. Dann bäumt sein eigener Wille in ihm hoch. Fatu murrt und verachtet seinen Aufpasser.

Doch schon gibt es eine Abwechselung. Fatu erhält Befehl, seine Afioga [2]), den Ametimani [3]), auf einer Malaga als Träger zu begleiten. Er freut sich dieser Ehre und trägt stolz und edel die Bürde seines Gebieters wie einen Festschmuck. Er wacht ritterlich über den hohen Herrn, erfüllt jeden seiner Wünsche mit heiterem Anstand und verbirgt hinter seinem Lächeln die eigene Würde.

Eines Morgens durchschreitet die Reisegesellschaft einen Flußlauf. Er tost und reißt. Fatu sieht mit Besorgnis, wie der hohe Herr den schmalen Brückensteg überschreitet. Plötzlich gleitet er aus, fällt hinab in das reißende Wasser, der hohe Ametimani von Samoa. Fatu stürzt hinzu, packt die beleibte Hoheit hoch auf seinen Nacken und bringt sie geborgen ans andere Ufer. Afioga reicht Fatu die Hand, lächelt wie ein Freund und macht viele viele Worte. Fatu weiß nicht warum. Wenn einer ertrinkt, rettet ihn der Stärkere, das ist doch einfach.

Bei seiner Rückkehr wird Fatu gesagt, der Rest seiner Strafe sei ihm erlassen. Ja, Afioga läßt ihn in sein Amtszimmer kommen und fragt ihn: „Fatu, willst du mein Atali'i [4]) sein?" Fatu schweigt. Er braucht die hohe Belohnung nicht für die Errettung aus dem Strome. Doch er mag nicht widersprechen und willigt ein. Und also bekommt er eine Matte im hohen Malo [5]). Er kitzelt Afioga des Morgens die Fußsohlen, um ihn zu wecken, er badet mit ihm im Flusse und reibt den runden, weißhäutigen Rücken des Ametimani. Fatus starke Arme sind immer bereit. Ebenso seine schnellen Füße. „Hier ist ein Tusi [6]) für den Faipule [7]) von Matautu." Fatu fliegt nach Matautu.

---

[1]) Munter.
[2]) Durchlauchtigste Hoheit.
[3]) Amtmann.
[4]) Soviel wie Adoptivsohn.
[5]) Regierungsgebäude.
[6]) Brief.
[7]) Ratsherr.

Dieser Zustand, in dem Fatu nichts ist als willige Bereitschaft, dauert einige Wochen lang, bis eines Tages sein Ich wieder erwacht, sein stolzes, starkes Ich, das nicht dazu beschaffen ist, zu dienen. Zudem singt ein Lied in ihm. Fatu liebt. Diese Liebe will ihre Erfüllung. Und also kehrt er zurück in sein Heimatdorf Lauli'i und heiratet Latela, das Mädchen mit der lichtbraunen Haut und dem Schopf einer dunklen Wolke. Seine Liebe gleicht den Strömen, die von den Bergen zu Tal brausen. Aber seine Leidenschaft umspült Latela nur, sie dringt nicht in sie ein, bindet sie nicht, weckt nichts für Fatu. Latela liebt einen andern. Und an einem Tage findet er sein Weib untreu.

Fatu braust. Er verfolgt den Verführer, ihn zu erschlagen. Vergeblich. Der hat seine Spur ausgelöscht. Fatu weiß, daß etwas geschehen muß. Er hat nichts mehr zu verlieren, da er mit Latela alles verloren hat. Sein Blut fordert Sühne. Er eilt und findet Latela vor ihrem Dorfe. Sie geht wiegend, aufrecht im Schutze der Männer der Verwandtschaft, wie nicht wissend von der schmachvollen Blutsünde. Fatus Sinne verdunkeln sich. Er hebt eine Waffe, und Latela bricht zusammen. Nun kehrt die Ruhe in Fatu zurück, die Sünde des Blutes ist gerächt. Er weiß es nicht, daß seine Kugel nur verletzte, daß Latela am Leben bleiben wird.

Widerstandslos läßt er sich fangen und kehrt willig zurück ins Fale puipui. Diesmal wird er nicht als Dieb bestraft, sondern als Mörder. Er weiß nicht, was das ist, ein Mörder. Er hat getan, was sein Blut tun mußte. Sein Blut hat recht. Ein Weib, das Untreue begeht, muß ausgelöscht werden. Mögen die weißen Alii, die über ihn verhandeln, anderer Meinung sein, sein Tun ist sein Gesetz. „Fatu ist ein Mörder, wir haben die Pflicht, das Land vor ihm zu schützen." Also sagt der Staatsanwalt. Fatu funkelt ihn an. O, er hat seine Waffe nicht mehr, diese große Lüge augenblicklich zu sühnen! Man sagt vieles aus über Fatu, das er nicht begreift, das er nie begreifen kann. Endlich verkündet der Faamasino: „Acht Jahre Gefängnis." Es wird aufgeschrieben und laut verlesen, was die weißen Männer beschlossen haben. Es bekommt einen Stempel, und auch der Ametimani setzt seinen Namen unter das Schriftstück. Der hohe weiße Ametimani errettet Fatu nicht.

Fatu kehrt zurück ins Gefängnis. Er versteht die weißen Männer nicht. Er hat seine Pflicht getan, die Pflicht seines Blutes. „Acht Jahre." Er weiß nicht, was das heißt, denn er weiß nicht, was das ist: die Zeit. Er lebt in der Unendlichkeit. Aber die Leoleo, die ihn bewachen, wissen es, was das ist: acht Jahre. Der Dienst im Malo hat ihnen den Sinn für die Zeit geweckt, und sie sagen

Fatu: „Du bist das Schwein in unserem Stalle, bis dein Fleisch welk wird vor Alter." Fatu antwortet: „Ihr seid verächtlicher als ein Schwein, daß ihr einen Baum hütet und anbindet, der frei wachsen will und euch dem Papalagi verkauft gegen Tupe."

Fatu verläßt das Fale puipui in einem unbewachten Augenblicke und kehrt nach Lauli'i zurück zu seiner Aiga. Doch als der Morgen anbricht, holt ihn ein Aufgebot vom Malo zurück. Er bekommt strenge Bewachung, doch Fatu findet bald ihre Schwäche und entweicht wieder. Und dieses Mal findet man ihn nicht. Er lebt im Urwald. Er trifft sich mit seiner Sippe. Es gibt in Lauli'i niemanden, der nicht für ihn wacht. Noch ehe ein amtlicher Geist die Ortschaft betritt, weiß es Fatu und ist davon.

Die weiße Obrigkeit fürchtet um das Ansehen ihrer Gesetze. Sie erläßt einen Befehl an die Häuptlinge von Lauli'i, Fatu unverzüglich dem Faamasinoga[1]) auszuliefern. Diese wissen, daß Gehorsam Klugheit bedeutet. Sie bringen Fatu selber zum Faamasino, verneigen sich, sagen liebenswürdig „faamolemole" und gehen wieder. Als nun Fatu abermals hinter die Mauer von Wellblech geführt wird, da bricht es in ihm auf, ein Gift, ein Trieb. Er wäre kein Mann, wenn er sich seine Freiheit, die ihm zugeborenes Recht und alleine sein Leben ist, nicht zu erkämpfen wüßte.

Doch der weiße Mann kommt ihm mit seinem Willen zuvor. Kaum ist Fatu in die Zelle zurückgebracht, wird er in Ketten gelegt. Er sieht zu, wie man die eisernen Schlingen um seine Beine schmiedet. Er lächelt. Seine Augen bekommen einen glasigen Schimmer. Das ist nur ein Traum. Aber jäh erwacht er, als der Schmied ihm den glühenden Kolben mutwillig gegen den Schenkel stößt. Da erkennt er, wie es um ihn steht. Er ist wirklich zum Puaa[2]) geworden, das jedermann stoßen und treten und brennen kann. Doch nein, ein Puaa ist freier wie Fatu, es trägt keine Ketten an den Beinen. Wie kann es sein, daß Menschen solches geschehen lassen!

Fatu ist zu stolz, um sein Elend zu bekennen. Doch es ist offenbar. Gebrochen hängt sein Haupt zwischen den Schultern, wenn er zur Arbeit geführt wird und seine Ketten bei jedem Schritte klirren. Er blickt seitlich, sobald ihm Menschen begegnen; er schämt sich vor jedem Kinde, das Zeuge seiner gräßlichen Schmach ist. Und man verhöhnt ihn. Da er am Wege hockt und jätet, hört er die Worte: „Seht doch den Schwätzer, der da prahlte, er habe sein Weib getötet und das Gefängnis gebrochen. Jetzt kriecht er und trägt Eisen!" Oh, er weiß es, er ist nicht mehr, sein Wille ist kein

---

[1]) Gericht.
[2]) Schwein.

Willen mehr, er lebt im Zwange anderer. Er kann ohne Widerstand von jedem mißhandelt werden. Es nutzt nichts mehr, zu wollen. Sein Leib zittert, wenn er diese Gedanken denkt. Er denkt sie oft. Man läßt sie ihn auch denken. Jeden Tag. Er spürt es, wie er, der Stärkere, als ein Gefesselter Lust wird für Schwache. Man höhnt ihn. Auch die Weißen. Ein Bauaufseher gibt ihm einen Tritt ins Gesäß, ohne daß Fatu weiß weshalb. Da bricht alles Gute in ihm zusammen, und Dämone stehen auf, die ihn peitschen. Er lebt nur noch in der Wachheit, wie er zu sich selbst zurückgelangen kann.

Fatu trägt Balken und karrt Bausand, seine Augen springen unablässig. Da liegt am Boden ein vergessenes Stemmeisen. Schon birgt er es im Gefält seines Lendentuches. Jauchzen erfüllt ihn. Eine Unendlichkeit dünkt es ihn, bis er zurückgeführt wird in seine Zelle und das Schloß hinter ihm einschnappt.

In der Nacht beginnt er sein Werk. Mit raschen Griffen hebt er die Diele der Zelle. Das ist ein Leichtes. Die Ketten muß er sprengen. Sonst wird ihm alles zunichte. Wie oft hat er es versucht, sie auseinanderzureißen. Er beginnt mit der Schärfe des Stemmeisens an einem schmaleren, nicht ganz zusammengebogenen Gliede zu feilen. Er sägt, sägt wie im Wahnsinn. Er sieht eine kleine, blanke Fährte tiefer und immer tiefer werden. Dann wirft er das Werkzeug weg. Er keucht tief auf, packt die Kette und zerrt. Seine Armmuskeln schwellen auf zu Ballen. Sein Gesicht dunkelt blauviolett. Es kracht und birst. Er hält zwei Kettenenden in seinen Händen.

Fatu lächelt. Zum ersten Male. Sein Nacken richtet sich auf. Er muß einen Augenblick stille sitzen, so rast sein Herz. Dann schleißt er Streifen von seinem Lendentuch und bindet die Kettenhälften an seine Waden. Er nimmt die Kreide des Aufsehers und schreibt quer über die ganze Zellenwand: „Fatu kommt, sich seine Rache zu nehmen. Hüte dich, Weißhaut!" Danach schlüpft er unter der Diele durch, behutsam, jede Bewegung wägend. Mit zwei Sätzen turnt er über die Wellblechmauer. Dann beginnt er zu laufen, quer durch Gebüsch und Gesträuch. Stunden später hebt er die Mattenjalousie einer Hütte und schlüpft in den Kreis seiner Aiga. Alles erwacht augenblicks. Man zündet Licht. Verehrung und stürmische Liebe empfängt den Entflohenen. Und schon feilen, reiben, sägen, zerren und sprengen alle Hände die Ringe an den Beinen. Und die Ketten fallen. Ehe der Morgen kommt, ist Fatu fort. Sein Blut hat ihm Befehle erteilt. Er nimmt eine Fährte auf. Er sucht den, der ihn Mörder nannte und ihm in seiner Macht als Staatsanwalt die große Strafe auferlegt hat. Er findet ihn ganz droben im Urwalde beim Wegevermessen. Fatu schleicht und kriecht und

horcht und tastet, bis der Alii sich einmal von seinen Leuten absondert. Da hebt er seinen Speer und schleudert ihn in den Rücken des weißen Mannes. Der bricht sterbend nieder, mit der Waffe im Leibe.

Fatus Herz jauchzt. Er jagt zurück nach Lauli'i. Er weiß vergrabene Feuerwaffen bei seiner Sippe. Der Großhäuptling selber reicht Fatu Flinte und Patronen. Er weiß, daß Fatu eine Mission zu erfüllen hat, die jenseits aller Gebote steht. Sein Blut lebt in Fatu.

Viele Stunden lang schleicht Fatu durch Busch und Dschungel jenem anderen Peiniger zu, dessen Fußtritte ihn noch brennen. Der Alii liegt ausgestreckt im Langstuhl auf der Veranda seines Hauses, rauchend, lesend, das Gesicht glänzend vor Behagen. Ekel erfüllt Fatu, da er aus dem Hinterhalt schaut, und er denkt mit Lust daran, diese weiße Fratze auszulöschen, diese Beine für immer lahm zu machen. Er zielt, und im nächsten Augenblick sinkt ein ausatmender Menschenleib.

Fatus Blutdurst wächst. Wie er durch das Buschland dahinschleicht, kommt er an einer Urwaldlichtung vorüber. Inmitten der grünen Helle steht ein Pflanzer. Fatu kennt ihn nicht, aber er sieht die weiße Haut, denkt nur noch Vernichtung aller weißhäutigen Dämone, die das Wirrsal gebracht haben. Er schießt. Die Kugel fährt mitten in das weiße Gesicht. Fatu ist froh seiner Arbeit.

Von Blutsgetreuen erfährt er, daß die Obrigkeit mit größtem Aufgebot ihm auf der Spur ist. Er mag nun nicht nach Lauli'i zurückkehren. Mit vor Wollust siedendem Blute führt er seine Häscher in die Irre. Bald ist er an diesem, bald an jenem Ende der Insel. Patrouille auf Patrouille kehrt zurück, ohne seiner habhaft geworden zu sein. Überall wird er gesehen, nirgends ist er zu finden. Wie aus der Erde aufgewachsen, steht Fatu plötzlich vor der Schmiede. Als man ihn erkennt, ist er verschwunden. Wochen verrinnen. Fatu ist frei, schießt Tauben, trinkt Kawa in Häuptlingshütten und bleibt geborgen im Schutze derer, die keine Gemeinschaft mit seinen Häschern kennen.

Da liest er einen Anschlag auf dem Dorfplatze von Lukofana: „Eintausendfünfhundert Mark Belohnung dem, der Fatu, den vielfachen Mörder, lebend oder tot dem Bezirksgericht ausliefert." Fatu lacht. Sein Gesicht funkelt. So hoch bewertet man ihn? Er fragt einen Alten, der neben ihm steht: „Lockt es dich nicht, den also begehrten Vogel abzuschießen?" Der blickt Fatu an, ohne ihn zu kennen, und sagt: „Wer ist der Niedrige unter uns, der einen Bruder verkaufen möchte um Geldes willen." Da loht es aus Fatus Augen, und er bekennt sich. „Jüngling, sei wach!" warnt ihn

der Greis, „der weiße Arm ist stärker als deiner!" Er bittet ihn in seine Hütte und bewirtet ihn.

Fatus Mut wächst mit der Größe der Gefahr. Er geht geradewegs in das Haus des Faamasino, durchsucht alle Räume nach dem Häuptling seiner Häscher. Er möchte ihn und seinen Hochmut austilgen. Das Haus ist leer. Fatu legt eine Patrone auf den Tisch nieder. Man soll wissen.

Großer Schrecken erfüllt alle Weißen. Sie alle tragen Waffen, bei Tag und bei Nacht. Sie gehen gemeinsam zur Obrigkeit und fordern Fatu: Es sei eine Blamage für die ganze Kolonie, sagen sie. Die Obrigkeit bürgt für Fatus baldige Beibringung.

Fatu belacht diese neue Kunde. Er fühlt sich unbezwingbar, er erfährt jede Absicht seiner Häscher. Er findet die Warnung zur rechten Zeit und immer einen Unterschlupf, wenn es Nacht wird. Aber da geschieht das, was sein Blut erstarren macht und ihn zurückwirft in die Verzweiflung. Weil man seiner nicht habhaft wird und keiner der Inselbrüder ihn verrät oder ausliefern will, hat man die Häuptlinge von Lauli'i auf ein Kriegsschiff gebracht, als Pfand für Fatu. Da weiß Fatu, daß seine Getreuen ihn opfern müssen. Das Blut der Häuptlinge ist wertvoller als das seine. Er geht in den tiefsten, dichtesten Busch und wagt es nicht mehr einzukehren in die Dorfschaften als der Held der Freiheit und Rächer der Schande. Er rastet im Busch verborgen und bereitet seine kühne Seele vor für sein Sterben. Dieses Ende soll ehrenvoll sein. Das ist seine Besorgnis. Er fürchtet den Tod nicht. Der Tod ist eines Mannes letzte Zuflucht. Lebend sollen sie ihn nicht fangen. Keiner.

Er besinnt sich, ob es nicht geboten sei, sich selber zu stellen. Er malt es sich aus, wenn er jetzt zum Malo ginge: hier bin ich, Fatu, den ihr nicht fangen könnt, den ihr nur überlistet habt mit den Schlichen eures Geistes, Fatu schenkt sich euch. Doch da er im Geiste die Blicke sieht und die Zungen hört, verwirft er seine stolze Absicht und gibt sich den Schwur: zu kämpfen um der Freiheit willen und des Blutes Ehre.

Ehe ein neuer Tag vergangen ist, erspüren ihn Tualau und Samanoa, zwei Jünglinge des Nachbardorfes Luatuanu'u. Ehe Fatu seine Waffe hebt, treffen zwei Kugeln sein Herz. Noch einmal öffnen sich seine Augen. Er lächelt den Jünglingen zu, in Dankbarkeit, daß sie ihn vor Schmach bewahrten. Fatu stirbt im Dickicht des Waldes, auf Moos und Farne gebettet, die Tauben über ihm rufen und die Zikaden um ihn lärmen.

Im Einbaum fährt der tote Fatu zur Hafenstadt; sie legen ihn vor den Ametimani und den Faamasino nieder. Stumm, Schuldige, stehen die Jünglinge neben ihrem stolzen Bruder. Fatus Augen

stehen offen, sie sehen ins Leere, aber sein verkrümmter Mund weint.

Geräuschvoll versammelt sich der Stab der Obrigkeit um den Toten. Die weißen Gesichter zeigen ohne Ausnahme tiefe Befriedigung. Alle Angst ist gewichen. Der Faamasino dankt Tualau und Samanoa und geleitet beide ins Amtshaus. Er zählt ihnen eintausend und fünfhundert Mark auf den Tisch. Sie nehmen das viele viele runde Tupe nicht. Sie empfinden es als Gift, als Schrecken. Sie wollen keinen Lohn für die Erfüllung ihrer herben Pflicht gegen die Sippe, für das Wohl ihrer hohen Häuptlinge.

Als diese zurückkehren, feiert Lauli'i ein großes Fest, an dem viele fremde Dorfschaften teilnehmen. Man feiert die Rückkehr der größten des Stammes und das Ende Fatus, des Jünglings mit der Seele des urhaften Insulaners.

Das Missionfest

Weißes Licht tropft vom Himmel in die Kronen der Palmen. Die Gräser scheinen von Glas. Wenn sie wippen, fällt das Glas in den Schatten und springt wieder zurück auf die Halme. Der helle Sandweg unter den Palmen glitzert wie ein Strom. Die Luft ist voll Festlichkeit. Zwischen und hoch über dem Grün flattern Fahnen. Sie knattern im Passat wie ferne Flintenschüsse. Musik tönt. Der Wind spielt mit den Tönen, er wirft sie über die Rundbuckel der hohen Mangobäume; sie purzeln in das dichte Gebüsch der Bananen und kriechen unter dem Gesträuch wieder hervor, klingen auf und verhallen. Sie kommen näher, werden laut, und plötzlich blitzt, flackert und braust es zwischen den Palmen auf. Goldstrahlen schießen hervor, bändern quer über blendendes Weiß, eine Tonflut wälzt sich herzu: die Missionkapelle. Dreißig junge Männer, jeder in weißer Litewka, auf dem Kopfe die kleine, aufgespreizte Mütze der englischen Matrosen. Sie flöten, blasen und pauken mit Hingabe. Schweiß rinnt. Alle halten peinlich Schritt. Sie flöten, blasen und pauken den „Pariser Einzugsmarsch". Er sitzt. Wenn man die Augen schließt, könnte man meinen, man sei in der Heimat — Bürgerwehr oder Schützenfest.

Der Musik folgt der Festzug. Voran die Schülerinnen der Papauta Schule. Deutsch-evangelisches Pensionat für Häuptlingstöch-

ter, Zweigstelle der London Mission Society. An die Hundert weißgekleidete Jungfrauen, in Reihen geordnet. Je vier zu vier mit gleichen Abständen nach rück- und vorwärts. Die weißen Hängekleider schließen hoch oben am Halse, umhüllen die Arme bis zu den Handgelenken, hängen bis hinab auf die Bronzefüße. Die Mädchen wiegen sich und machen festliche Augen. Jede trägt die eigene goldbraune Persönlichkeit.

„Misi Mulea", auf deutsch Fräulein Müller, mit ihren eingeborenen Lehrerinnen Lakena, Tautala, Tausaga, Fuifui und Salu führt. Misi Mulea verdankt das Pensionat sein Ansehen. Sie weiß um alle Geheimnisse europäischer Erziehung. Sie blickt mit strengen Augen zurück. Sogleich schließen sich die Reihen, die sich lockern wollten. Sie hält strenge auf Disziplin. Nur durch diese wird auch der Farbige zum Menschen; sie baut gleichsam Rückgrat in die weiche erdverlorene Naturpsyche.

Auch Misi Muleas Augen tragen heute hohen Festglanz. Der kleine Verdruß vom Morgen, als Timea und Si'aluga, entgegen ihrem Verbot, mit Blüten im Haar kamen, er ist vergessen. „So etwas schickt sich doch nicht." „Warum?" hatte die naseweise Timea gefragt und sie mit dieser Frage einen Augenblick in Verlegenheit gesetzt. Tuvalu, ihre Lieblingsschülerin, war für sie eingesprungen: „Es ist nicht europäisch." Da flogen die feurigen Hibiskusblüten aus den schwarzen Schöpfen, denn „fa'a Papalagi" wollen doch alle diese unschuldigen Insulanerinnen sein.

Misi Mulea kennt die Herzen ihrer Schülerinnen. Es ist oftmals gar nicht leicht, das heiße Blut dieser Sonnenkinder temperiert zu halten. Immer haben sie die Liebe im Sinn, die Liebe, und, was das gleiche ist: den Gesang und die Blumen. Das eine wie das andere entspringt der gleichen Quelle. Misi Mulea hadert oft mit dem Schöpfer, daß er so laut in diesen im übrigen so lieben Kindern spricht, daß er sie allzu reich mit drängenden Kräften gesegnet hat. Sie hätte am liebsten ihre hageren, großen Hände, ja ihre ganze blut-beherrschte Gestalt, schützend vor diese quellenden Brüste gehalten, die so aufdringlich unter dem dünnen Kleiderzeug schaukeln, wie wenn sie hindurchspringen möchten. Heute sind alle ihre lieben Mädchen in beherrschter gesitteter Fassung. Wenn der Passat nicht ein so kunstfertiger Modelleur wäre, könnte heute alles Fleischliche wirklich genügend im Stofflichen verborgen sein. Misi Muleas Mund zieht sich beim Lächeln zusammen, ihr großer strohfarbener Panamahut schwankt bei jedem ihrer kurzen Schritte, er wirft einen harten Schatten bis tief hinab auf ihre schlohweiße, steifgestärkte Taille, über die ein duftiges Spitzenjabot fältelt.

Nach den Mädchen kommen die Jünglinge. Die Aspiranten und Schüler der Mission. Die zukünftigen Verkünder des Heils im weiten Archipel. Anführend die Älteren, den Jahren nach abgestuft bis zu den Jungen, die noch Dummheiten im Kopfe haben und sich sonst die Hälse nach den Mädchen ausrecken. Sie alle sind mit einer Litewka angetan, unter der, hemdartig, das Lavalava hervorspitzt, den Unterkörper bis an die Waden bedeckend. Die Vordersten tragen eine weiße Atlasfahne, der ein goldenes Kreuz und eine heilige Inschrift eingestickt ist. Es fällt allen schwer, Reih und Glied zu halten, sind sie doch durch Erbtum gewohnt, hintereinander zu schreiten. Sie stoßen sich mit den Ellenbogen und wogen hin und her wie schwanke Boote; aber allen steht Freude und Genugtuung aufgezeichnet, daß sie gesittetem Menschentum angehören.

Anschließend folgen die ordinierten Geistlichen, die Faifeau und eingeborenen Hilfsgeistlichen, die Teacher, und endlich die Honoratioren. Als Ehrengäste der hohe Häuptling, der Alii Sili Tamasese, und sein Vertrauter Tagaloa, ebenfalls in steifgestärkten Litewken und weißen flatternden Lendentüchern. Beide haben zur Feier des Tages ihre Fliegenwedel zu Hause gelassen. Ihnen folgt die Deputation der Missiongesellschaft aus London, der Vorsitzende und der Auslandsgeschäftsträger, beide mit ihren Damen. Sodann die Herren Pastoren beider Nationen, ebenfalls mit ihren Damen. Alle sind in großer Toilette, Anzüge und Kleider steif gestärkt, die Tropenhelme und die Schuhe frisch gekreidet. Blendend weiße und dumpfe schwarze Sonnenschirme überdachen die Herrlichkeit. Geräuschvoll, würdig, der Tagesbedeutung völlig bewußt, folgen die Zugehörigen und Freunde der Mission, Kaufleute und Pflanzer verschiedener Nationen, Beamte aus der Hafenstadt, auch einige Halbweiße: Männer, Frauen, Jünglinge und Jungfrauen.

Regelloser reihen sich sodann die Angehörigen der Schüler und Schülerinnen an, deren Verwandtschaft und deren beträchtlicher Anhang. Ein aufgeräumtes, umfassendes Gefolge. Alle aufs Festlichste angetan. Die Frauen in weitbauschigen Hängern, mit dicken Schmucksäumen und duftigen Krausen am Halse, rosafarben, ockergelb, waschblau. Sie halten die Köpfe etwas geduckt, sie balancieren darauf ungetüme Hüte voll von schreibunten europäischen Strohblumen oder dicken künstlichen Stoffrosen. Viele haben grellfarbige Zelluloidkämme im schwarzen Haar, einzelne tragen Backfischzöpfe und griechische Haarknoten im Nacken. Eine nur hat Schuhe und Strümpfe angetan. Sie geht wie auf glühendem Eisen.

Das Volk beschließt den Zug, die Masse, die Mitläufer. Schwerleibige Weiber, ihre Säuglinge auf den Armen, Kinder, Männer

und Greise aus den umliegenden Dorfschaften. Ihnen sieht man es an, daß sie ohne Disziplin und Formung geblieben sind. Sie laufen durcheinander, bleiben stehen, laufen vor, bilden Gruppen, die sich lösen und wieder schließen, sie zeigen nackte Arme und unbedeckte Gliedmaßen. Das Lavalava ist ihre Kleidung. Schreiend, die Fäustchen geballt und völlig nackend, läuft ein Inselbübchen dem Zuge nach. Man hat das Kerlchen vergessen mitzunehmen: die herrliche nackte Inselzukunft!

Feierlich umschreitet der Festzug das blendende Massiv der Missionkirche, kehrt auf gleichem Wege wieder zurück, biegt in den großen Missionhof ein und bildet einen weiten Kreis, in dessen Mittelpunkt die Honoratioren auf Stühlen und Bänken Platz nehmen. Auch Tamasese und Tagaloa bekommen Stühle gereicht. Sie lassen sich bedachtsam nieder und stellen ihre starken Füße steif und fest vor sich auf den Boden.

Timea will sich fa'a Samoa auf den Rasen niederlassen. Schon kreuzen sich ihre schönen Beine. Aber Misi Mulea bemerkt diese Absicht noch rechtzeitig und weiß sie mit einem Zornesblick zu hindern. Aber auch so was! Es ist doch allen ausdrücklich mindestens zehnmal gesagt worden: daß keine sich gehen läßt! Oh, dieses unbezwingbare Erbblut!

Eine Autohupe tönt. Misi Mulea zuckt zusammen. Die Herrschaften — ausgenommen die beiden Häuptlinge — geraten in Unruhe. Zwei Pastöre jagen weitschrittig dem Eingangstor zu: Exzellenz der Herr Gouverneur mit Frau Gemahlin. Man erhebt sich, verbeugt sich, lächelt, schlägt die Hacken zusammen. Man bietet bequeme Sitzsessel aus Peddigrohr an. Die Jünglinge und Mädchen machen neugierige Hälse, als ob sie Zuschauer in einem Zirkus wären. Petina, ein junger Fant, ahmt die Verbeugungen der Papalagi nach. Die Mädchen lachen, als Misi Mulea über den Rasen segelt und vor den Exzellenzen eine steife Beuge verfertigt.

Eine Trommel ertönt, das Zeichen zum Beginn der Weihefeier. Die Schüler und Schülerinnen scharen sich um Misi Mikaeli, den Missionkantor. Sie verschlucken ihn gleichsam mit ihren Leibern. Man sieht nur noch eine aufgereckte weiße Hand über dem Wirbel der Köpfe, wie die Hand eines Ertrinkenden. Jetzt schwingt sie, und gleich ertönt laut der fromme Sang: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren", vierstimmig, mit Variationen. Wohlgefällig nicken die Köpfe der Honoratioren. „Herrlich!" sagt ein Papalagi. „Man denkt gar nicht mehr an Eingeborene", meint seine Partnerin.

Danach folgt ein Musikstück, ein Teil aus Wagners „Lohengrin". Dann betritt Reverend Kinnersly eilfertig ein kleines Podium,

neigt sein fahles Asketengesicht und betet. Er betet laut, und jeder, der kann oder will, betet mit. Wer nicht kann, faltet wenigstens die Hände und hält den Kopf gesenkt. Einige schielen von unten dabei in die Runde. Erst als Reverend Kinnersly seine Festrede beginnt, steigen die Köpfe wieder empor. „Gehe hin, denn ich will dich ferne unter die Heiden senden." Das ist sein Leitwort. Der Redner greift weit aus. Er geht im Geiste zurück, bis zu jenen fernen Zeiten, da die Söhne und Töchter der Inseln noch in Finsternis schmachten, noch voller Sehnsucht nach oben schauen, von wo sie Licht und Frieden erwarten, da sie nicht wissen, an wen sie sich in ihrer Not um Hilfe wenden oder wo sie Ruhe für ihre Seelen finden sollen, und nur die Engel im Himmel mitleidsvoll über sie wachen. Wie dann endlich der erste Heilsbote naht, ihnen die Worte des Friedens sagt und sie mit der unfaßbar großen Liebe des Heilandes bekannt macht. Wie das Volk der Inseln willig die Gotteslehre aufnimmt, die gesandten Diener Gottes liebt und endlich zu pflichttreuen Christen wird, dank der unermeßlichen Gnade Gottes. „Aber", fährt der Reverend fort, „so wunderbar die göttliche Gnade zum Sieg über die Finsternis geführt hat, so ist es doch Bruder- und Christenpflicht, auch jener, die noch nichts von der Liebe des Heilandes wissen, zu gedenken und ihnen zu helfen in ihrer qualvollen Not. Wenn Christus heute auf Erden wäre, so würde er selber seine Hände nach den Heiden ausstrecken und noch einmal die Mühseligen und Beladenen die Einladung hören lassen: Kommet her zu mir, ich will euch erquicken. Aber Christus ist heute nicht mehr in Menschengestalt unter uns. Laßt uns darum an seiner statt in die Tiefen der Finsternis und der Sünde hinabsteigen, die dem Untergange geweihten Brüder mit dem Brote des Lebens speisen und ihnen von seiner Liebe, seinem Erbarmen und seinem teuren Blut erzählen. Auf daß wir" — bei diesen Worten wendet der Redner seine Blicke den Zöglingen der Mission zu — „uns einen Schatz im Himmel anhäufen und dereinst beim Weltgericht uns von unserm Herrn und Meister sagen lassen: ,Wohin ich nicht gehen konnte, gingt ihr für mich. Wo ich nicht sprechen konnte, spracht ihr für mich. Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.' — Amen."

Der nächste Redner tritt vor. Mister Read, der Missionsekretär, Er spricht von der Entwicklung der Mission, ihrer Arbeit, ihren Mühen und Widerständen. So schlecht und verworfen die Zeit sei, sie habe auch lichtere Seiten. Er sagt: „Gerade heute tut Gott Großes. Immer noch hat er das Schicksal der Völker in seiner Hand. Ist auch das Böse mächtig, so ist des Guten doch viel mehr.

Einen überwältigenden Aufschwung hat das Missionwesen getan. Das Jahr ist eines der bedeutendsten der Missiongeschichte. Nie noch seit Bestehen hat die Mission so viele Bibeln abgesetzt, Bibeln, Traktate und Testamente. Die Bibel, das Buch der Bücher, erobert die Welt", schreit Mister Read über seine Zuhörer hin, „sie dringt tief in alle Heidenwelt. Auch der letzte Farbige verlangt mit brennender Seele danach, mit dem Christus des weißen Mannes bekannt zu werden. Und mit der Bibel. Die Kultur kann ohne die Bibel nicht bestehen. Die Welt von heute geht ohne Christi zugrunde. Sobald die Frohbotschaft des Herrn in allen Landen gepredigt wird, wird auch das Reich Gottes kommen."

Schließend empfiehlt der Redner allen Teilnehmern die freundliche Beachtung der Kollekte des Tages. „Gott segne sie."

Als nächster Redner steigt Exzellenz aufs Podium. Seine Stimme ist scharf, durchdringender Kommandoton. Er versichert die Teilnahme seiner Regierung an dem Werke der Mission. „Die Mission ist der Schutzwall gegen die Übergriffe und unsozialen Einflüsse verantwortungloser europäischer Elemente. Die Mission zu schützen, ihr jederzeit mit Beistand zu dienen, ist die vornehmste Pflicht und Aufgabe einer zielbewußten und aufrechten kolonialen Verwaltung." Exzellenz verbeugt sich, tritt ab.

Weitere Redner folgen, einer dem anderen. Bald herrscht Unruhe zwischen den christlichen Jungfrauen und Männern. Sie sind des Zuhorchens müde. Schlaf wandelt viele an. Die schwerbewimperten Augenlider möchten sich schließen. Misi Muleas Verbot ist vergessen. Wie entwurzelt sinken einige der braunen Gestalten in die Hocke. Die schwergebaute Soso hat Stütze an einem Palmstamm gefunden. Jetzt rutscht sie daran hinunter, schlafend. Als Sina, die neben ihr steht, ihr einen Puff versetzt, schreckt Soso auf, fällt vornerüber auf ihre Hände und dreht sich um sich selbst, bis sie, in Hockestellung, grinsend wieder in die Wirklichkeit zurückfindet.

Si'aluga besinnt sich auf die Geburttagfeier des Kaisers. Auch damals wurde so viel Wort gegeben, und sie empfand die gleiche Müdigkeit. Sie liebt den Kaiser, aber die Reden an seinem Geburttage liebt sie nicht. Sie liebt auch die Kaiserin, die Prinzen und Prinzessinnen. Wie oft hat Misi Mulea von allen in der Geschichtstunde erzählt. Wenn sie doch auch einmal mit dem großen Dampfer nach Berlin reisen könnte! Sie möchte den Kaiser einmal sehen. Aber Siamani ist weit, so weit. Mit eins fällt Si'aluga das schöne Lied ein, das sie mit Misi gesungen hatten, so laut, daß der ganze Schulsaal dröhnte:

„Der Kaiser ist ein lieber Mann,
Er wohnet in Berlin,
Und wär' es nicht so weit von hier,
So lief ich heut noch hin."

Auch Fuifui hat eigene Gedanken an den gestrigen Abend, da Misi Besuch hatte, einen Missionar und seine Frau aus Neu-Guinea. Der Herr Missionar las aus der Bibel und betete mit allen das Vaterunser. Das war schön. Aber noch schöner war es, als die Frau Missionar alleine ein schönes Lied sang. Es fing an: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten" und war traurig. Wenn ich älter bin, denkt Fuifui, gehe ich auch nach Neu-Guinea, um den armen Heiden dort das Evangelium zu bringen, dann lerne ich gewiß auch so schöne Lieder singen.

Asinati denkt mit Neid an Lakena, die neben ihr sitzt, die nie etwas vergißt, die so schön einen Papalagitisch zu decken weiß. Sie könnte es nie. Sie seufzt. Die Weißen haben so viele Sachen. Die großen, mittleren und kleinen Teller, Schüsseln, Gabeln, Messer, Löffel — wer kann das alles behalten!

Lakena wiederum denkt, daß sie morgen, wenn alle Papalagi fort sind, alles wieder abstauben muß, die Bänke, die Bilder, das Harmonium, und, daß morgen darum sehr, sehr viele Arbeit sein wird.

Andere denken gar nichts. Sie warten.

Plötzlich atmen alle auf, werden wieder wach, Leben fließt in die Glieder. Musik ertönt. Die Festgemeinschaft beginnt sich zu lockern. Misi Mulea gibt ihren Schützlingen Zeichen! Sie verstehen nicht. Hastig atmend schießt sie herbei: „Ja, Kinder schlaft ihr? Das wäre! Geht und holt den Kaffee und den Kuchen für unsere Gäste." Dreißig Weißgekleidete flattern ins Missionhaus und kehren bedachten Schrittes, mit Körben voll Geschirr und großen weißen Kannen und hochgehäuften Kuchentellern zurück. Vailepa und Litia, die Verständigen, dürfen den Gästen einschenken; Lakena, die Kluge, fordert das Geld ein. Fünfundzwanzig Pfennige für die Tasse, ein Stück Kuchen kostet zwanzig Pfennige. Die Honoratioren lächeln, Lakena lächelt wieder. Sie lächelt so überwältigend, daß ihre Kasse am Abend um die Hälfte zu groß ist. Misi Mulea umarmt sie.

Als alle Teilnehmer Kaffee getrunken und Kuchen gegessen haben, ertönt abermals die Trommel. Die Mädchen und Jünglinge versammeln sich auf dem Rasen zu gemeinsamem Spiel. Die Zuschauer bilden einen Kreis. Misi Mikaeli, der Missionkantor, leitet die Spiele. Misi Mulea spielt mit, zuerst Tauziehen. Zwanzig Burschen an dem einen, vierzig Mädchen am anderen Ende.

Zwei wogende Menschentrauben, schreiend, lachend, jauchzend. Die Mädchen gewinnen. Dann folgt „Blinde Kuh“ und endlich „Katze und Maus“. Asinatis Hänger ist zu lang, sie stolpert und kommt nicht vorwärts. Petina, der Goldschlanke, springt um sie herum, aber sie erwischt ihn nicht. Sie ist dreimal Katze. Lachen und Schreien tost himmelan.

Exzellenz und Gemahlin, die Londoner Herren und die Notabeln samt den Damen schreiten indessen unter Führung von Reverend Kinnersly einer Hütte zu, die unter den Palmen aufgeschlagen ist. Auf langen Tischen sind hier die Schülerarbeiten zum Verkauf ausgestellt, auf einer Seite die der Mädchen, auf der anderen die der Jünglinge. Die Leistungen eines Jahres, der Niederschlag anpassungfähigen Inselgeistes in greifbaren Gegenständen, als da sind von männlicher Hand: Bilderrahmen und Handschuhkasten in Kerbschnitzerei, gebrandmalte Brotteller und Wandsprüche, bemalte Gläser, Tassen, Uhrenständer, selbstgebundene Tagebücher, Photographie- und Ansichtskarten-Alben, Gesangbücher und Bibeln. Von den Mädchen sind da: zierliche Spitzen, gehäkelte Hemdenpassen, gestickte Deckchen, mit Blumen oder breiter Durchbrucharbeit verziert, Kissen mit Inschriften: „Tofa soifua!“[1]), „Manuia Siamani!“[2]), „Tofa Samoa“!“[3]), Taschentücher mit Spitzenecken, geflochtene Untersätze, Kuchenkörbchen, Serviettenringe und viele andere Sachen mehr. Erstaunlich das Geschick und der Geschmack! Ganz erstaunlich! Nahezu unverständlich! „Das Ausgestellte berechtigt zu den schönsten Hoffnungen“, versichert Reverend Kinnersly. „Gleichsam im Spiel heißt es die Werkhand des Eingeborenen gewinnen, auf dem Wege der Schönheit eingehen in das große Gebiet der Arbeitpflicht.“ Er animiert zum Kauf: „Für die Inselseelen.“ Bald sind die Bestände gelichtet.

Nochmals ertönt das Trommelzeichen. Alles eilt in den Festsaal. Er ist geschmückt, alle Pfosten sind mit Blumengirlanden umwunden. Die Ehrenplätze sind nahe vor der Bühne. „Schneewittchen, ein deutsches Märchenspiel, englisch gesprochen, Mister Kinnersly zu Ehren“, verkündet Misi Mulea. Paitea, die zarteste von den Mädchen, spielt das Schneewittchen. Ihre Haare sind frisch gekalkt, ihr Gesicht hell gepudert. Nur ihre Augen haben noch die Dunkelheit. Aber das macht nichts. Störender für die Illusion sind die Zwerge. Obwohl man die Kleinsten unter den Burschen ausgewählt hat, gleichen sie dennoch ungetümen Riesen. Es gibt vielfach Anlaß zum Lachen. Auch Tamasese und Tagaloa lachen. Die weißen

---

[1]) Lebe wohl und bleibe gesund.
[2]) Möge es Deutschland wohl ergehen.
[3]) Lebe wohl, Samoa.

Herrschaften wiederum lachen über die Häuptlinge und ihre Volksgenossen, weil sie zumeist an der falschen Stelle lachen. Alle lachen, auch Schneewittchen.

Der Beifall tost. Als die Papalagi in die Hände klatschen, klatschen auch die Samoaner mit. Sie hören nicht auf zu klatschen, so gut gefällt ihnen dieses laute Händeschlagen. Sie rufen dazu „Mali'e!" „O lele'i!"[1]). Die Beifallsbezeugungen flammen.

Ein gemeinsames Lied von Misi Mikaeli selber verfaßt, beschließt das Fest:

„Wie schön bist du Samoaland,
Mein liebes, freies Heimatland!
Von Auen, wo die Palmen blühn
Hinauf, wo unsre Höhen glühn,
Wie bist du schmuck und stolz gebaut,
Wer ist nicht gern dir angetraut.

Du hast mich an die Brust gedrückt,
In Lieb ein kindlich Herz beglückt.
Ich folgte deiner Schönheit Spur,
So gern durch Wald und Blumenflur.
Und immer war dein Segen neu.
Drum lieb ich dich so innig treu.

Ich nahm aus deiner lieben Hand
Mein ganzes Glück, o Vaterland,
Du hast mir an das Herz gelegt,
Was ernst und froh mich stets bewegt,
Drum bleibt mein Herz dir zugewandt
Samoaland, mein Vaterland."

Reverend Kinnersly spricht noch einige Dankes- und Schlußworte, weist nochmals auf die Sammelbüchsen am Ausgange hin und verabschiedet bewegten Herzens seine Gäste.

Noch in gleicher Woche geht das Missionschiff „John Williams" wieder in See. Die Gemeinschaft der Schüler und Schülerinnen steht am Ufer und winkt, bis das Schiff in den Fernen entschwindet.

Wie die „Samoa-Zeitung" berichtet, hat die Missionkollekte alleine im Distrikt Apia sechstausend Mark betragen.

---

[1]) Schön! Großartig.

Empörtes Blut

Siebenhundert Meter über dem Gebirgskamm von Upolu, ganz im Urwalde verborgen, nur auf schmalem steilen Buschpfade erreichbar, liegt in urhafter Bewahrung ein Kratersee, der Lanutoo. Ein stille gebrandetes Erdmal. Umrandet von dem brennenden Grün aufbrausender Pflanzenbrandung. Baumhohe, breitausladende Farne, satte Wildbananen, Myrtazeen und steilaufsteigende Palmen, alles verfilzt, vermoost, von Lianen durchzogen, zu einem Laubgewoge vereinigt. Ein Tumult des Wachstums in Stille, flammend vor Leben, erfüllt von den Düften ewigen Zeugens und Vergehens, und diese grüne Randwelt sich doppelnd im tiefsmaragdfarbenen Wasser. In den dunklen Spiegel hinabfließend alle Grade des Grüns, tiefst dunkelnd, aufflammend zum Weißgrün, das Himmelsblau inmitten haltend, wie einen lichten Türkis. Nur die Tauben gurren, und die Flügel abfliegender oder niedergehender Flughunde platschen in die Tempelandacht der Urstille im Urwalde.

Die moderne Zivilisation hat auch diese entlegene Erfülltheit bekrochen. Ehe man den Urwaldpfad, auf ein Plateau tretend, verläßt, grinst ein Schild: „Pferde sind im Bereiche des Sees an der Leine zu führen! Die Bezirkspolizei." Etwas weiter dem See zu steht ein hölzernes Rasthaus mit Lagerstätten und Abkochgelegenheit. Auch ein Fremdenbuch liegt auf. Besucher der Höhe sind eingetragen: ein Gouverneur aus dem Bismarckarchipel, ein Korvettenkapitän, zwei Gouvernementssekretäre, vier Brüder der katholischen Mission, Pflanzungverwalter, Plantagenbesitzer, Fabrikanten und Kaufleute, ja sogar ein Lauati mit seiner Sefelina.

In dieser Verlorenheit lebt ein Mensch, ein Weißer. Das Gouvernement hat ihm den Aufenthalt gegen Reinhaltung der Hütte und Versehung der meteorologischen Station überlassen. Mittellos, jung, harmlos, innerlich reinlich, unweltlich, wirklichkeitfremd, ungeklärt, dazu rassen-biologisch, licht-, luft- und rohkostbegeistert — das ist dieser Sonderling; eine Seelenmischung aus Rousseauscher Naturinnigkeit, leibfreudigem Hellenentum und Arndt-Stein-Fichteschem Nationalbewußtsein. Ein bestes Jugendelement, Europa entsprungen in romantischer Fernesehnsucht, Südseefieber und Kulturabscheu.

Die Abseitigkeit ist ihm Erfüllung. Im Urwalde findet er ungestört sich selbst, als Mensch, als Wesen in Beziehung zum All. Er lebt unbekleidet, in Harmoniegefühl mit seiner Umgebung, auf dem

Wege des Körpers unverkümmert zu seiner Seele zu gelangen. Seine Nahrung besteht ausschließlich aus den Früchten der Inseln. Alle Einbrüche von außen und alle Maßstäbe fehlen, so fühlt er sich in seiner menschlichen Potenz gehoben. In seinem strebenden Geiste ringen die mannigfachsten Probleme. Sie vertiefen und klären sich in der Unbescholtenheit dieses Seinshintergrundes, der alle Wahrheiten reinlich herausstellt. Diese sucht er, glühend, er ist ein Fanatiker der Wahrheit, und, weil er sich innerlich nicht abzudichten versteht, meidet er instinktiv die Hafenstadt, ihre Konvention, ihre gesellschaftlichen Verpflichtungen, das ganze Gemächte der vielen Halb- und Verdecktheiten. Er hat wiederholt angestoßen, darum, weil er stets aufs Letzte, Äußerste geht; weil er auch die Welt ausschließlich von sich aus betrachtet, die Dinge nicht durch sich selbst reden läßt.

Er fürchtet fast jeden Überfall durch naturfröhliche Gäste, dankt jedem Tage, der seine Welt von Menschen unberührt läßt. Das ist der Dorn in seinem Paradiesesgarten: es kommen Überfälle, sie sind schon gekommen. Unvermutet steht da ein Regierungrat mit seiner Tochter vor ihm. Sie sind heraufgeritten und nahegekommen, ohne daß er es gemerkt hat. Es gibt keine Möglichkeit mehr, nach dem bereitliegenden Hüfttuch zu springen. Das Fräulein befällt Schwindel und Atemnot. Sie hat nie einen nackten weißen Mann gesehen. Der Regierungrat sprüht, stößt Worte hervor von unerhörter Schamlosigkeit. Das Vorkommnis hätte ihn beinahe um sein Paradies gebracht.

Der Schrecken des blondhaarigen, blauäugigen Fräuleins ist dem Einsamen nahegegangen. Ihm ist, zumal in dieser Weltenferne, jede Trägerin seines Blutes, jedes weiße Menschentum, vor allem das weibliche, ein Heiliges. Er verachtet die Mischung europäischen sauberen Blutes, ist für absolute Reinerhaltung, für Rassenhygiene, Rassenzucht, Rassentreue, ja, Rassenreligion. Er bemitleidet alle weißen Männer der Inseln, die aus Not, aus Rassenuntreue, aus Lust, Gelegenheit, Gedankenlosigkeit, aus Gott weiß welchem Grunde, die Kinder der Inseln ehelichten und jene Halbblutmenschen, jene Mischlingskaste zeugten.

Diese innere Haltung macht ihn gefeit gegen etwaige Anstürme der weiblichen Inselpsyche, trotz seiner naturromantischen Disposition und erdfrohen Lebensbejahung. Er ringt jede Versuchung mit Bewußtsein nieder. Wenn er aus seiner Bergeinsamkeit in die Strandniederung hinabsteigt, ihm im Busch eine der goldäugigen Inseljungfrauen begegnet, erdhaft, leiblich-schwellend, satte Erderfüllung, im Schmucke und Dufte betäubender Blumen und Zier-

ketten, ihm den klangvollsten aller Völkergrüße „Talofa!“[1]) bietet, so steigt wohl einmal die Willigkeit in ihm auf, solche Erdhaftigkeit irdisch-endlich zu erfahren. Doch stets bleibt der Geist Herrscher seines Triebes. Er schenkt ihm die reinliche Innen-Schau eines schmalschläfigen, edlen Antlitzes, seele-sagender Augen, die Jungfrau jener Erfülltheit, die weniger Fleisch und Leib, als Blüte und Seele ist. Ein Geistbild nur, aber lockender, sein ganzes Menschentum aufrufender, als diese nahe farbige Leib-Wirklichkeit, die ihm nicht zugehört, die er ablehnt aus eingeborenem Rassenbewußtsein. So bleibt ihm die Insulanerin eine farbetragende Staffage, ein das Tropen-All freudig ergänzendes Lebewesen. Mit Scham denkt er manches Mal an jene frivolen Ratschläge, die ihm Erfahrene bei seiner Landung auf den Inseln gaben. Mögen sie sich vom Fleisch locken lassen. Er will sich, gereift, ein wahres Lebensglück bauen, kein halbes falsches. Er will eine weiße Mutter für seine zukünftigen Kinder, nicht dieses breitnasige, dumpfe Menschentier. Mögen diese Polynesier auch aus Indien stammen und, wie die Gelehrten behaupten, den größeren Teil ihres Blutes mit den Bewohnern der Mittelländer gemeinsam haben, mögen sie anschmiegsam, weiblich, anpassungfähig sein, ihre Ebene ist nicht die seine. Er liebt sie als Mitgeschöpfe der All-Natur und achtet sie. Für sein Bewußtsein aber ist und bleibt die helle Farbe das Zeugnis und Zeichen der Kulturhoheit, und jedes Vermischen bedeutet ihm darum ein Hinabsteigen, das Aufgeben begnadeter Vorrechte und also Sünde. Alles ist Sünde, was nicht der Höherentwicklung der eigenen Art dient.

Freilich: näher doch steht ihm der stolze, vollblütige Ur-Erdenmensch als der bleiche, vermischte, rasselose Mischling, der Halbkastige. Der tragische Zwiespalt-Mensch, der ohne Basis lebt, der bürtig angesehen wird, der die Rassenschuld beider Teile in einem weder von der Mutter noch von des Vaters Seite her als ebenverächtlichen Halbmenschentum auszutragen hat. Gewiß, sie sind schön, oft sogar verführerisch schön, sie verkörpern in sich allen Reiz des Exotischen. Sie sind auch begabt und weltfähig und gewitzigt. Dennoch bleiben sie für sein Begreifen Zufallswesen, Entartete, Halbe. Zudem sind sie eine Gefahr. Hinter diesen Halbweißen steht etwas, das die Kolonie bedroht als Wahlheimat des Europäers. Sie werden, früher oder später, hier die Herrscher sein, nicht die Europäer, nicht die weißen Väter. Sie werden eines Tages das Land für sich fordern mit dem Rechte ihrer Überzahl. Es brennt in dem reinlichen Einsiedler vom Lanutoo wie Schuld, wenn ihm einer dieser gelbblassen Halbblutmenschen begegnet, Schuld, daß keine Zunge je diese Gefahr verkündete.

[1]) Ich liebe dich!

Diese Probleme also in sich tragend und wieder durchsinnend, fühlt er sich mit eins als ein Berufener in dieser wichtigen Menschheitfrage. Eine Unruhe überfällt ihn, der Trieb, laut zu sprechen, seine Gedanken zu sagen, als eine Mahnung, als ein Weckruf für das Gewissen seiner weißen Brüder, einen Treuedienst zu tun damit seinem fernen Vaterlande. Und so kommt es, daß er eine wortbeschwingte Schrift verfaßt mit dem Kernruf: die weiße Frau den Kolonien! Reines, weißes Edelblut, nicht Mischmasch, nicht Mischlingsbrut! Nicht weiter Noterzeugnisse einer abenteuerlichen abgetanen Vergangenheit. Er trägt sein Schreiben zur Redaktion des Hafenblättchens. „Sehr richtig — natürlich — kann gar nicht schaden!" sagt ihm der veralkoholisierte Geisteschef. Froh seiner Tat steigt der Rassenheros durch den Busch zurück in seine Urwaldklause.

Das kleine Blättchen flattert in die Stores, in die kleinen Holzhäuser, zum Händler und Bäcker, zum Bootsbauer und Pflanzer, zum Arzt, zum Kaufmann und Gastwirt. Alle lesen die Worte von der „Mischlingsbrut" und den Ruf nach der weißen Frau für die Kolonien. Einzelne lachen, nicken Zustimmung. Die, welche es angeht, erschrecken. Sie rufen von der Veranda aus hinüber zum Nachbar, der weiß es schon. Im Store von Pompkins drängen sich Empörte. Der dicke Hellesoe, ein Viertelweißer, hängt wie von Staunen gelähmt. Er stellt seine kugeligen Fäuste auf die Tonbank. „Der Hund!" sagt einer und spricht damit aus dem Seelengrunde aller. Die Gesichter sind noch bleicher, die Augen und Haare noch dunkler und brennender. „Der Hund!" Überall huschen Gestalten über die Straße, schwingen ein Zeitungblatt und halten es dem Nächsten vor. Das heißt, wenn er nicht ein Weißer ist. Ist er ein Weißer, so geht man rasch, in größerem Abstand, mit verschlossenem Gesichte vorüber. Eine Protestversammlung ist für den Abend anberaumt. Eine Protestversammlung aller Halbweißen.

Halbweiße, Viertelweiße, Dreiviertelweiße, Deutsche, Engländer, Amerikaner, Mädchen, Jünglinge, Frauen, Vollblut und Halbblut füllen die Stadthalle. Zorn zeichnet alle Gesichter. Die gelblichen Wangen der Halbweißen tragen hektische Flecken. Man brummt und flucht und redet wirr durcheinander. Die weißen Männer stehen dicht beisammen, als brüteten sie Unheil.

Funkelnde Augen brennen auf den Redner, der das Podium betritt. Alle kennen ihn. Alle achten ihn, diesen Dänen, den Vater von sechs halbweißen Kindern. Er bittet um Ruhe, stößt seine Arme in die Luft, wie gegen einen unsichtbaren Gegner, und sagt, ein Zeitungblatt schwingend: „Das hier ist der Fehdehandschuh, den uns der Feind entgegenschleudert. Hier steht es unzweideutig und

unmißverständlich: Kampf dem Halbblut! Der — Mischlingsbrut! Man spricht uns, euern Vätern, und euch, unseren Kindern, das Lebensrecht ab, erklärt uns und euch als Menschen zweiter Klasse. Brüder und Schwestern, wollen wir zu dieser unerhörten Kränkung schweigen? Wollen wir uns diese grenzenlose Schmach bieten lassen?"

Eine Zorneswoge rollt. Rufe schwingen. Man umdrängt das Rednerpult. Der Redende wischt sich die Stirne ab und fährt fort: „Brüder und Schwestern, glaubt mir, hinter jenem Schwätzer, der diese Worte schrieb, steht jene Kaste hochfahrender Gesellen, welche glauben, die Moral gepachtet zu haben. Wollen uns alte Pioniere der Inseln lehren, was wir zu tun und zu lassen haben, glauben, ein Recht darauf zu haben, unsere Familienehre in den Schmutz zu ziehen. Haben wir nicht mit Freude und Stolz die Mädchen dieses schönen Landes erkoren, als die Frauen Europas noch zu feige waren, in diese Weltenferne hinauszukommen? Damals waren wir recht und gut, damals dachte niemand daran, uns zu schmähen! Unsere Ehen wurden nach Recht und Gesetz geschlossen, und die Ansiedler aller Nationen lebten in friedlicher Harmonie mit den Töchtern des Landes und ihren Kindern. — Nun, da wir das Land bereitet und den harten Kampf der Kultur gekämpft haben, hält die weiße Frau, die Dame, ihre Zeit für gekommen, das warme Nest zu beziehen. Brüder und Schwestern, ist es schon eine Schmach, daß wir uns das Eheverbot zwischen Weißen und Samoanerinnen haben gefallen lassen müssen, wollen wir es nun auch noch zu einem Eheverbot zwischen Weißen und unsern Kindern, den Halbweißen, kommen lassen? Denn darauf zielt es hinaus. Wir sollen langsam entrechtet, entmündigt werden. Uns aber gehören die Inseln. Wir haben hier das erste Wort und Recht! Dieses Recht heilig zu halten, ist unsere Pflicht und Schuldigkeit! Haben wir nicht alle Pflichten gegen das Vaterland treu erfüllt? Haben wir nicht unsern Kindern europäische Schulbildung, das beste gegeben, was wir zu geben haben? Haben unsere Söhne nicht auf europäischen Kriegsschiffen ihren Dienst getan? Also fordern wir auch das Recht, als volle Europäer anerkannt und behandelt zu werden. Sind wir, sind die Mütter unserer Kinder, seid ihr alle, die ihr hier versammelt seid, etwa keine Menschen? Seht sie an, diese blutlosen Nachkommen der europäischen Dame! Was sind sie? Bleiche Schößlinge, die der Sonne dieses Landes nicht standhalten, weil ihnen die insulare Beimischung, der Blutstrom der Inseln, fehlt. Wir dürfen uns nicht unterdrücken lassen. Wir müssen unser Recht fordern, jetzt, heute, in dieser Stunde. Wir müssen der Regierung die Faust hinhalten.

Hinaus aus dem Lande mit solchen Hetzern und Schwätzern! Wir fordern die Bestrafung des Schuftes, der unsere Ehre antastete."

Beifallsrufe steigen. Fäuste heben sich. Einige Frauen haben große Augen bekommen; sie hörten zum ersten Male von sich und ihrem Blute. Andere zischen vor Wut. Ein Vollblutmädchen, das Neugierde und Zufall mit hereindrängte, sieht ganz verständnislos in die verzerrten Gesichter. Sie möchte gern lachen, aber niemand lacht mit. Als der Redner vom Podium steigt, stehen alle auf und drängen ihm nach. Gleich einem Knäuel zieht die Menge die Strandstraße hinauf zum Gouvernementshause. Alle tragen die Worte des Redners als Flammen auf der Stirne. Alle fordern Sühne und Ausgleich für die angetane Schmach. Einige Weiße kommen die Promenade herauf dem Zuge entgegen. Sie schwenken augenblicks seitab und verschwinden hinter Häusern und Gärten.

Die Brandung donnert. Die Palmen wiegen ihre Schöpfe, und ob aller Menschenerregung blüht das „Kreuz des Südens".

Der Gouverneur hat am gleichen Abend gesprochen, hat beruhigt, bestimmt zugesichert. Still, aber innerlich unbefriedigt, ist man zurückgegangen. „Wir waren töricht, ihn zu fragen", sagt eine trockene Stimme, „er steht zu den andern". Keine Antwort fällt. Alle haben die Worte gehört, und es bleibt Gärung in ihren Sinnen. Man geht auseinander. Weiber und Mädchen strecken die Köpfe zueinander. „Morgen früh."

Es dämmert, da treten die ersten Gestalten aus den Holzhäusern. Zehn, zwanzig, hundert, mehr; einige mit Lendentüchern angetan, andere damenhaft aufgeputzt. Nur die Schuhe fehlen an allen Füßen. Man hört nicht das Schreiten, nicht das Flattern der dünnen Weiberröcke. Immer mehr finden sich hinzu, auch einige Männer. Ein Jüngling stellt sich an die Spitze. Er streckt seine Hände zum Würgen gespreizt vor. Von Zeit zu Zeit wirft er sich springend hoch und sieht zurück auf seine Gefolgschaft. Die Augen fangen seine Blicke auf. Das Gefühl ihres Hasses gerät in heiße Schwingung. Ein wilder Zug bewegt sich seinem Ziele zu. Niemand spricht, niemand beratschlagt mehr. Man weiß, was man will.

Erst als der Urwald sie aufnimmt, platzt jäh das Schweigen. Ekstase brüllt auf, in der leibengen Brüderschaft des Blutes, in dem brennenden Durst nach Rache. Eine Gefühlswelle erfaßt den ganzen Zug. Und eine Stimme überklettert alle die anderen, kalt, keifend: „Er muß sterben!" Da schwingen sie die Teerbecken und knallen mit den Peitschen und tosen bergan. Schreifetzen fliegen: „Töten!" ... „Federn!" ... „Verbrennen!" ... „Manneszeichen aus dem Leibe reißen!" ... „Hund!" ... „Aas!" Unter all dem

bösen Wüten keucht ein heißer, schwerer Ton: die Urstimme des verletzten Blutes.

Zu der gleichen Zeit hat der, dem die Empörung gilt, seine Bergeshöhe verlassen mit Postsachen nach Europa für die im Hafen liegende „Atua“. Es ist eine Gelegenheit für ihn, die Wirkung seines Aufrufes zu erfahren. Er schreitet munter aus. Am Fuße des Gebirges kommen ihm im Laufschritt einige Leoleo entgegen, gefolgt vom Polizeikommissar. „Talofa!“ Er gibt seinen Gruß und will vorüber. Doch schon umringen ihn die eingeborenen Polizisten im Geviert, schon faßt ihn eine Hand am Arme. „Ich habe Befehl, Sie augenblicklich in Schutzhaft zu nehmen.“ Der also Angeredete lacht, und reißt sich mit kurzem Ruck los von der derben Faust. Ein martialisches Vierkantgesicht bläst Amtsgewalt: „Zufolge Ihres einfältigen und beleidigenden Artikels!“ Der Mann vom Urwalde begreift.

Näherkommend tönt Peitschengeknall und Stimmengewirr. „Ihr Strafgericht, wenn wir nicht ausweichen, bürge ich nicht für Sie“, erklärt der Martialische und drängt seinen Gefangenen eilig und aufgeregt auf einen Seitenpfad des Urwaldes. Der folgt mechanisch, benommen von dumpfer Ahnung. Er hört drüben das Aufschreien, das Knallen. Ist das die Antwort für ihn? Die Leoleo vor und hinter ihm stoßen Flüche aus. Er versteht ihre Sprache nicht, aber er weiß, daß es ihm gilt. Er fühlt es an seinem Körper.

Auf Umwegen, quer durch Buschland und Pflanzungen, erreichen sie den Hafenort von der Rückseite her, und das Fale puipui. „Die hätten Sie gefedert, bei lebendigem Leibe verbrannt“, sagt der Kommissar und wischt sich den rinnenden Schweiß ab. „Bedanken Sie sich bei mir, junger Mann.“ Sein Gesichtsausdruck zeigt Verachtung. Auch er hat eine Halbweiße zur Frau. Er bemüht sich, sachlich zu bleiben, als er nun seinen Gefangenen verhört. Er wiederholt: „Sie haben eine fürchterliche Dummheit gemacht. Sie werden Ihren beleidigenden Artikel widerrufen, werden die Bevölkerung um Verzeihung bitten oder“ — der Unterkiefer des Zornenden wackelt, als er hervorstößt — „oder die Inseln mit der ‚Atua‘ für immer verlassen. Jawohl. „Ich werde weder das eine tun noch das andere“, sagt ein trotziger Mund und bleibt geöffnet, wie erstarrt im Erschrecken. „Das werden wir sehen“, entgegnet die Amtsgewalt und rasselt breitspurig davon. Vor die vergitterte Einzelzelle des Inhaftierten treten zwei Leoleo mit geladenen Gewehren.

Am Nachmittage erscheint der Bezirksrichter. Er spricht sachlich, einsichtvoll, einen gütigen Unterton in der Stimme klingen lassend. Er ist Mensch auch als Beamter. „Ich verstehe Sie. Ihr Rassestand-

punkt ist im Grunde ganz der meine ... lasse auch im Amte jetzt keine Mischlinge mehr zu ... aber, junger Mann, verzeihen Sie das Wort eines Erfahrenen: so etwas sagt man doch nicht! Wahrheit kann unter Umständen töten. In diesem Falle wären Sie selber beinahe das Opfer gewesen."

Mechanisch wiederholt ein Mund: „Die Wahrheit sagt man doch nicht." Wie ein hilfloses Kind steht der Gelehrte. Er fühlt, wie das Gute, das durch ihn Bahn suchte, durch seinen Mund zu allen sprechen wollte, entgleitet, sich auflöst und nur eines zurückläßt: er soll das Eiland verlassen. „Natürlich können wir Sie nicht zwingen. Aber horchen Sie!" Wutgeschrei gellt empor, umbrandet das umgitterte Fenster. Die Enttäuschten sind vom Lanutoo zurückgekehrt. „Haben Sie Lust, in die Hände dieser Rotte zu fallen? Ich muß jede Verantwortung für Ihr Leben leider ablehnen." Der Bezirksrichter läßt Zeit, sich zu bedenken. Nebenbei sagt er: „Ein Darlehen von eintausend Mark zur Reise stellt Ihnen das Gouvernement zur Verfügung", und gibt seinem Gefangenen die Hand. Und der junge Eckehart willigt ein.

In der Nacht wird der Gefangene unter Bewachung auf die „Atua" gebracht. Er weint, als sein Fuß sich von den heilig schönen Inseln löst. Als das Schiff meerwärts dampft, sucht er den Gipfel des Berges, wo sein See ruht. „Die Wahrheit sagt man doch nicht." — —

Weltkrieg

Die Natur hat nicht Teil an den Wirrnissen der Menschen. Wie von Ewigkeiten her bestrahlt die Sonne die Inseln, atmet das Meer in seinem zeitlosen Rhythmus. Die Palmenwedel schwingen im Passatwind, die Brandung wirft ihre Garben über die auf- und abblühenden Korallengärten des Riffes. Albatrosse kreisen über der Wasserweite. Im Seichtwasser der Lagune gleitet ein Boot. Dreißig Jünglinge ziehen die Ruder. Ihre Leiber wiegen wie beim Sitztanze, sie singen im Takte der Ruderschläge ihren Bootsfang: „Lue, lue mai a la oe siwa é á é ia malie!"[1]). Ferne, am anderen Ende der Welt, ist Krieg. Man hat es ihnen gesagt. Es bleibt Wort in ihrer Vorstellung. Sie singen: „Lue, lue mai a la oe siwa é á é ia malie!"

[1]) „Bewege dich, bewege dich bei deinem Tanze gut.

Die Strandstraße der Hafenstadt bietet das alltägliche Bild. Fröhlichkeit und Genüge im Antlitz, das bunte Lavalava um den Leib gehüllt, wandeln die Eingeborenen der Inseln. Lachen tönt, klingendes Lachen unbeschwerter kindhafter Seelen. Die blumengeschmückten Mädchen rasten auf den Veranden der Stores. Sie schäkern mit den Jünglingen, verhalten, verlockend, in ihrem blühenden Weibsein. Die Haare frei um die Schultern wehend jagt ein Halbblutkind in seinem Buggy[1]) vorüber. Beim Malo steht ein Trupp Eingeborener und sucht die Anschlagzettel des Kovana[2]) zu entziffern. Man begreift die Geschehnisse nicht.

Anders der Weiße, der Deutsche, Engländer, Amerikaner, die wenigen Dänen, Schweden, Schweizer und Franzosen, wohl vierhundert an Zahl. In ihre Seelen ist Unruhe gekommen, da das Wort Krieg fiel. Unruhe, Begeisterung, Haß, Wirrnis ist aufgebrochen. Man empfindet es auf einmal, daß man seine Wurzeln in artfremden Boden gesenkt hat, daß man heimatlos ist. Noch unterdrücken alle ihr Nationales und anerkennen den Deutschen als den Herrn der Inseln; aber schon lauert man hie und da auf den Umsturz. Die Behörde gibt notwendige, am Ganzen des Geschehens gemessen lächerliche Verordnungen. Man horcht Tag und Nacht am Funkenturm Tafaigata in die Welt hinaus. Was die Lautwellen schenken, sind Bruchstücke, zusammenhanglos und ohne Klarheit. Europa ist allzuferne. Es braucht Zeit, bis die Weltwirrnis das friedliche Gestade der Inseln streift und auch das kleine Gehäufe weißer Menschen hineinreißt in die gefahr- und folgenreichen Strudel.

Unentwegt, Woche um Woche schon, forschen blaue und graue Augen den Meereshorizont ab. Von irgendwoher muß einmal der Krieg kommen. Da geschieht es. An einem sonnigen Morgen zu Ende des Monats August sichten die Wachthabenden auf der Lotsenstation Matautu weit im Osten einen Rauchklumpen. Er schiebt sich schnell vor, und aus ihm heraus steigt erst ein Gefechtsmast, dann der breite Rumpf eines Kreuzers. Hinter ihm tauchen in kurzen Abständen, wie in lüsterner Vorsicht, fünf andere Kriegsfahrzeuge auf und zwei Transportdampfer. Da naht der Feind, seine Macht sprechen zu lassen, zu nehmen, was wehrlos in der fernsten Ferne preisgegeben ist, mit einem Aufwand an Kampfkraft, der lächerlich ist im Verhältnis zu dem Gegenstand und ehrend für das Trüpplein Teutonen.

Die Weißen geraten in große Aufregung. Sie wissen es: jetzt ist die Stunde gekommen, da man sie scheidet nach der Nationalität,

---

[1]) Zweiradwagen.
[2]) Gouverneur.

ihnen das Gute oder Böse bringt. Auch die Braunen sind jetzt wach vor Erlebnishunger; sie eilen von Osten und Westen, Norden und Süden, über den Urwald, zu Fuß, zu Pferde, im Einbaum herbei, zu erfahren. In Einzelnen brennt Schadenfreude, in denen, die sich bereits verloren in Halbheit. Die anderen, die meisten, ruhen in ihrem Gleichgewicht und kommen zum Tatort als zu einem Schauspiel.

Seine Afioga, der hohe Kovana, hat durch Eilboten die einflußreichsten Häupter der Inseln zu einem Nolfono auf die Pflanzung Vaitele gerufen. Alle sind herbeigeeilt: der hohe Alii Sili Tamasese, mit seinem hohen Rate, dem Faipule, die Großhäuptlinge vieler Distrikte und viele Würdenträger von Rang und Adel. Sie kommen auf nackten Füßen, in sauberen, weißen Litewken, schweigend, ernst, würdig, verneigen sich vor der weißen Exzellenz und seiner Gefolgschaft und treten bescheiden zur Seite. Selbst die Feindlichgesonnenen unter ihnen wissen sich taktvoll zu beherrschen. Kein Hauch der Erregung, kein Zeichen der Leidenschaft zeichnet die Gesichter. Nur eine leichte Bewegung ist zu verspüren, als Exzellenz das Wort ergreift.

„Ich begrüße Euch alle und danke Euch, daß Ihr meinem Rufe gefolgt seid. Es tut mir wohl, die hohen Häuptlinge in dieser ernsten Stunde um mich versammelt zu sehen. Es ist kein Fest, das uns diesmal zusammenführt, sondern die ernsteste Angelegenheit, die ich mit Euch beraten kann. Ihr habt durch mich Kenntnis erhalten, daß ein frevelhafter Mord Seine Majestät, den Kaiser des Deutschen Reiches, gezwungen hat, seinem österreichischen Verbündeten Gefolgschaft zu leisten und mit ihm zu streiten um die Ehre des Landes. Rußland, Frankreich und England sind auf die Seite des Feindes getreten. Europa ist zum Schlachtfelde geworden, der Kampf ist schwer. Aber schon hat Deutschland große Siege errungen und den Kampfplatz weit ins feindliche Land getragen, und so dürfen wir fest vertrauen, daß Seine Majestät, der Deutsche Kaiser, siegreich aus diesem furchtbaren Kampfe hervorgeht. Ihr wißt, wie er mit seinem starken Arme auch dieses schöne Inselland seit Jahren beschützt hat und die Grundlage schuf für eine ersprießliche und hoffnungreiche Entwicklung der Inseln. Ihr wißt, daß die früheren Regierungen Samoas nicht gut und auch nicht mächtig waren. Es herrschte kein Wohlwollen unter Euch und keine Freundschaft zueinander, sondern Aufstände und Kriege beunruhigten das Land Jahr für Jahr. Erst im Gehorsam zu Euerm Kaiserlichen Herrn und den Gesetzen der Deutschen Herrschaft kehrte der Friede wieder bei Euch ein. Laßt uns froh sein dieses Friedens, der nunmehr in Samoa herrscht durch Gottes Gnade, laßt uns dan-

ken Seiner Majestät, dem Kaiser, der mit seinem eisernen Willen Kriege unter Euch verboten hat. Er, der Deutsche Kaiser, der Tupu Sili von Samoa, hat Eure Hände in Freundschaft geeint. Ihr habt ihm dafür die Treue geschworen, und ich bin dessen gewiß, Ihr werdet Euerm Kaiserlichen Herrn diese Treue auch fernerhin halten und seine große Liebe zu Euch vergelten mit Gegenliebe."

Hier muß Exzellenz seine Ansprache unterbrechen. Aus dem Pflanzerhause wird ihm ein Zettel gereicht. Exzellenz liest. Die Häuptlinge bemerken es nicht, wie seine Augen flackern, sie wenden ihre Häupter dem Meere zu, und ihre scharfen, an die unendliche Weite gewöhnten Augen sehen, wie draußen vor der Reede, die Breitseiten der Stadt zu gerichtet, acht große fremde Fahrzeuge ankern. Sie wissen es, das ist der Feind. Sie zeigen nicht den leisesten Anflug von Erregung, als hätten sie nur zuschauend Anteil an allen Vorgängen dieses Augenblicks. Der Großhäuptling Tamasese hält seine Augen halb geschlossen. In seinem Geiste werden Bilder vergangener Tage wach. Kluger Sinn hat diesen Inseladligen einstmals in deutsches Bereich gebracht. Er entsinnt sich — — das Tempelhofer Feld, blitzende Reiter auf schönen Pferden, bis an den Hals in Wehr und Waffen, die Parade der Gardekürassiere, der Deutsche Kaiser und seine Gefolgschaft, rauschende Pracht, Farben und große Gebärde, Macht und Kraft. Sein Herr, der große Tupu Sili, ist „malosi" [1]). Der Großhäuptling Tamasese hebt seinen Kopf, aus seinen Träumen aufgestört, als die weiße Exzellenz erneut zu reden beginnt.

„Meine lieben Freunde, der Feind steht vor Apia. Er hat soeben seinen Parlamentär geschickt, daß ich ihm die Inseln übergeben soll. Er droht, das Feuer zu eröffnen, wenn ich nicht unverzüglich die Stadt Apia und die Kaiserlichen Besitztümer in Samoa ausliefere."

Exzellenz schweigt. Tamasese ergreift das Wort. „Herr, du wirst diese entehrende Forderung nicht annehmen. Wenn der Feind unsere Inseln haben will, so mag er sie sich holen. Es ist eine Schmach und eines Mannes von Ehre nicht würdig, an freie Männer das Begehren zu stellen, sich kampflos zu ergeben. Herr, sage ein Wort, und meine Krieger sind bereit."

Exzellenz schwingt seine kleine, weiße Hand: „Du redest wie ein Mann, Tamasese, und ich danke dir für deine hohe stolze Gesinnung, um deretwillen ich und dein Volk dich lieben. Doch der Friede ist für unsere Inseln wichtiger als der Kampf. Und ich weiß, nicht alle deiner Brüder denken gleich dir. Es ist nicht im Sinne unseres Kaiserlichen Herrn, den Kampf der weißen Völker auch hier her-

[1]) Stark.

auszutragen. Das Schicksal Samoas entscheidet sich nicht hier, sondern auf den Schlachtfeldern Europas. Den Kampf, den Ihr, meine getreuen Freunde, in kommender Zeit zu kämpfen habt, er ist schwerer als der Kampf der Waffen, es ist der Kampf der treuen Gesinnung. Beweist durch Eure Treue, daß Ihr Männer seid, es wird Euch mehr Ehre eintragen, als ein aussichtloser Kampf gegen eine bewaffnete Übermacht. Ich bin entschlossen, der Forderung des Feindes nachzukommen, nicht aus Feigheit, sondern aus Vernunft und Klugheit, um des Friedens willen, den ich Euch eben pries. Habt herzlichen Dank, Ihr hohen Herren, für Eure Treue, die Ihr mir persönlich bewiesen habt, bewahrt mir Eure ehrende Freundschaft und bittet mit mir zu Gott, der alle Geschicke entscheidet, daß er zu einer Stunde uns wieder zusammenführen möge zu neuer gemeinsamer Arbeit um das Wohl Eures schönen Landes. Gott sei mit Euch!"

Tränen stürzen aus den Augen des hohen Kovana, nun, da er jedem der Häuptlinge die Hand zum Abschied reicht. Sie verbeugen sich alle, lächelnd, und sehen verwundert das vor Erregung verzerrte Gesicht des weißen Mannes. Einer nur, Tupuola aus Lotofaga, tritt unbemerkt aus dem Kreise. Ihn ekelt, und seine Gedanken sind diese: Der weiße Mann kämpft mit dem Munde; aber seine Faust ist schwach. Er rettet sich in das Leben anstatt in den Tod und hat kein Fühlen für Schwäche und Schande.

Indessen sind vierzehnhundert „Volunteers"[1]) ausgebootet worden. Alles eroberungslüsterne Männer und Jünglinge, haßerfüllt gegen die Bestien von Berlin, bereit, jeden dieser Hunnen zu Brei zu metzeln. Nun sind sie enttäuscht, statt der allzeit geschilderten kannibalischen Ungetüme, die sie in ihrer Einfalt hier vorzufinden glaubten, Menschen zu finden gleich anderen, nur verschüchtert und ohne Willen zum Widerstand. Sie suchen den Feind, der gar nicht da ist. Sie stellen Kanonen und Maschinengewehre auf und werfen Gräben aus. Die kindlichen Samoaner stehen dabei und lächeln. Auch sie sind nicht die Feinde. Sie denken gar nicht daran, dem neuen Papalagi Schwierigkeiten zu machen. Hier gibt es keine Feinde. Die Eroberer brauchen kein Gewehr zu heben.

Und also wird schon am nächsten Tage beim hohen Malo unter Böllerschüssen und im Beisein der Schiffsautoritäten, Mannschaften und geladenen Zivilisten der „Union Jack" gehißt. Zum Zeichen, daß eine neue Herrschaft über die Samoainseln eingesetzt ist. „Im Namen König Georgs des Fünften von England. — — God save the King." Alle die hohen Häuptlinge sind zu der bedeutsamen Aktion befohlen. Als die Flagge hochsteigt, legen sie, wie die Mi-

[1]) Freiwillige.

litärs, die Hand zum Salutieren an die Stirne, um der Etikette willen. Nur Tamasese tut nicht mit. Wohl erfordert eine Unhöflichkeit von einem Manne aus königlichem Blute große Überwindung; aber der Großhäuptling kann nicht. Er betrachtet diese Volunteers und vergleicht sie mit den Kriegern auf dem Tempelhofer Felde. „Peletania fita fita tele valea — fita fita siamani tele lele"![1]), flüstert er seinem Begleiter zu.

Und dann beginnt das systematische Auslöschen der teutonischen Machtstellung, mit allen Mitteln europäischer Schläue und moralischer Ungehemmtheit. Ein Skalpieren im Geiste, ein blutloses Massaker. Eine Kloake stinkender Menschlichkeiten bricht auf. Es gibt kein Werkzeug, kein Gift der europäischen Folterkammern, das nicht benutzt wird, Schikanen, Beschlagnahmung, Drohung, Raub, Überfall, Deportierung, Heuchelei, Kriecherei, Gesinnunglosigkeit, Denunzierung, Roheit, Galle, Haß und dazu der Alkohol. Europa, aufgeweicht und verfault im Abwasser niedriger Triebe. Auf allen Seiten. Ein betrübendes Schauspiel der Ärmlichkeit und Gottferne, ein Hohn und Widersinn zu der Harmonie des insularen Schauplatzes, zu der Geste des Ozeans, zu dem Atem dieser paradiesischen Ewigkeit.

Hineingerissen werden auch die Kinder der Inseln, mit und ohne ihren Willen. Ihre Neugierde atmet Gift. Ihre Unschuld ist Verhängnis, wie auch der Mangel an Abwehrwillen und Scheidungkraft des Verstandes. Sie glauben, was sie sehen, glauben, was sie hören. Für sie gibt es nur einen Maßstab: das Seiende, Wirkliche, nicht die Erinnerung, das Wort oder Im-Geist-Gedachte. Darum sagen sie heute: „Siamani tele tele malossi" morgen „Peletania tele tele malossi!" Wie sollen sie die Wahrheit feststellen! Der Augenblick spricht mit acht Kriegsschiffen und vierzehnhundert Volunteers für Peletania. Da gibt es keinen Zweifel. Hier, in dieser Wirklichkeit, ist Siamani „vaivai". Man läßt sich sein Land nicht kampflos nehmen.

Im übrigen: Weißer ist Weißer. Es gibt nur Papalagi. Auch die Neuseeländer sind Papalagi. Gewiß, man hat Sympathien und Antipathien, jeweils von Missionen geschult: Tanu [2]) — Tamasese, Peletania — Siamani. Doch diese gehen nicht tief. Tragisch nimmt sie nur der Betroffene, wenn er weißhäutig ist.

Wie schön redete gestern der Häuptling Faumuina aus Lepa, und bekannte sich als der treueste Diener des Alii Kaisalika. Heute schickt er dem Administrator, dem neuseeländischen Colonel, einen üppigen Blumenstrauß mit einer Visitenkarte zur Bewillkomm-

---

[1]) Die englischen Soldaten taugen nichts, aber die deutschen!
[2]) Der Günstling Englands.

nung. Faumuina hat seine Diplomatie nicht aus dem Ich gewonnen. Er ist nichts als ein guter Schüler. Geradeso wie Tiafu, der ehemalige Diener des verbannten Kovana. Er hat seiner Afioga jahrelang treue Dienste geleistet, so getreulich, daß der hohe Herr ihn mit nach Siamani nahm. Tiafu weiß, was Schnee ist und eine Stadt und weiß vieles vieles andere mehr. Er hat sogar einmal Stiefel und Hosen und einen weißen steifen Halsring getragen. Nun hat er sich der neuen Exzellenz zur Verfügung gestellt. Es gibt auch eine Treue zum Beruf, Hofmarschall will Hofmarschall bleiben. Vielleicht lernt er auf diesem Wege nun auch einmal Peletania kennen. Papalagi gleich Papalagi. „God save the King!" klingt nicht viel anders als „Heil Kaiser dir!" Und beide, Teutonen und Volunteers, sind gleich viel durstig. Dieser liebt die Kawa, die er Whysky-Soda nennt, jener die Kawa Bier. Beide Getränke machen den Geist schwach und den Leib schwankend wie ein Boot im Sturm. Unterschiedlich sind nur die Aussagen des einen Papalagi vom anderen. Schön ist es nicht, wie die Weißen sich untereinander schlecht machen mit ihrer Zunge; aber das muß wohl seinen Grund haben. Soll man alles glauben oder alles bezweifeln? Was die Volunteers von den Teutonen erzählen, macht das Blut gerinnen. Von solchen Eigenschaften hat man hier bisher gar nichts bemerkt. Möglicherweise hat Siamani nur seine besten Häuptlinge nach Samoa herausgeschickt, die Edelsten der Geschlechter. Alles kann doch sicher nicht von den Neuseeländern erlogen sein, sonst würden ja auch nicht alle Völker Siamani die Feindschaft erklärt haben und es vernichten wollen. Man schlägt wohl einem gefallenen Krieger den Kopf ab, aber unschuldigen Kindern die Hände? Das ist ein böser Kriegsbrauch der deutschen Krieger. Ob wohl deshalb in den einstigen großen Kämpfen gegen Malietoa Siamani den strengen Befehl gab, statt des Kopfes nur die Ohren abzuschlagen? Es war ein grausames Verlangen, daß ein geschlagener Krieger ohne Ohren, also mit seiner Schmach, weiterleben sollte. Ein abgeschlagenes Haupt bewahrt doch wenigstens die Ehre. Allerdings haben die neuen Herren nun die Kopfsteuer erhöht, das gibt zu denken. Ioe ... ioe — wer kann aus diesen Weißen klug werden? —

Die Monde verstreichen. Nachdem die Inseln möglichst von allen Teutonen gesäubert sind, läßt der englische Machthaber die einflußreichsten Häuptlinge auf die Königsinsel Mulinuu entbieten. Die Hochehrwürdigen kommen. Tamasese fehlt. Er ist eingegangen in das samoanische Götterreich, in das kein Papalagi Zutritt hat, in dem die Zeitlosigkeit und der ewige Friede herrscht. Alle anderen sind erschienen. Alle Mächtigen von Upolu, Manono und Sawaii. Sie nahen würdig und verneigen sich lächelnd vor dem weiß-

häutigen Hünen im Khakianzug. Ihre Gebärde sagt, was ihr Mund spricht: „Du bist die wahre Hoheit." Höflichkeit und Anstand geht ihnen über alles.

Der Neuseeländer, der Colonel, ergreift das Wort: „Es ehrt und freut mich, die hohen Häuptlinge vor mir zu sehen und ihnen die Grüße meines Königs übermitteln zu dürfen. Ihr habt erfahren, daß die größten Mächte Europas in Übereinstimmung beschlossen und bestimmt haben, daß die Inseln fortan der Fürsorge König Georgs des Fünften von England anvertraut wurden. Die erste Aufgabe des hohen Herrn wird es sein, darüber zu wachen, daß diese Inseln nie wieder in deutsche Hände zurückgleiten. Samoa trägt mit Recht in aller Welt den Namen ‚Perle der Südsee'. In deutschen Händen wurde diese Perle zu niedrigen Zwecken benutzt. Der Deutsche wertete sie in Wirklichkeit nur als Stützpunkt für seine geplanten Überfälle anderer Völker und hätte fraglos auch diese Gestade des Friedens eines Tages zu einer Hölle gemacht, wenn wir, seine Absichten verhindernd, nicht zuvorgekommen wären. Seit langem ist keine deutsche Flagge mehr in diesen Meeren gesehen worden, dank der Fürsorge der verbündeten Mächte Europas, deren vornehmste Pflicht es ist, alle farbigen Völker fernerhin vor Gewalt und Habgier zu schützen.

Das ganze heutige Menschengeschlecht ist Zeuge dafür, daß es kein Verbrechen, keine Grausamkeit und keine Schandtat gibt, die man sich vorstellen kann, die der Deutsche nicht ausgeführt hat und wieder ausüben wird, wenn nicht die stärkeren Mächte der Welt über ihn wachen.

Aber Gott der Allmächtige hat Deutschland in den Staub getreten, damit das Leben auf dieser Erde gesegnet und erträglich bleibt. Die Zivilisation und alles, was wir die Güter der Menschheit nennen, ist gerettet, seit Deutschlands Macht gebrochen ist, dank unseren tapferen Heeren und den Heeren aller Verbündeten.

Unermeßlich ist die Zahl derer, die für die Befreiung der Menschheit ihr Leben ließen. Häuptlinge! Sie starben auch für Euch und Eure Inseln, für deren Frieden und Zukunft. Es ist mein Wunsch und meine Hoffnung, wie der der englischen Regierung, daß Ihr in Anerkennung aller Gesetze und Verordnungen, die die Administration zum Besten des Landes eingesetzt hat, mithelft, Samoa in ein wahres Kulturland zu verwandeln. Mit Genugtuung hat der königliche Herr die Versicherungen der Treue und Loyalität von den Häuptlingen Samoas entgegengenommen. God save the King!"

Das Sterben

Ihre Dämone sind Lieblinge gegen diesen Unhold. Alle: Moso, Saolevao, Nifeloa, Gaugatola, Tulia, Satia und Vave. Sie lassen sich beschwören. Man kann sie durch Gaben fernhalten. Gegen den Schreckensdämon, den der Papalagi die „Grippe" nennt, gibt es keine Beschwörungformel, keine Gabe, keines der Kräuter. Er gehört dem Weißen. Soviel sie auch reden mögen und mit ihren Worten den Schrecken absprechen und sagen, er sei harmlos, sei kein Dämon, sei nichts als eine Krankheit, ein Irrtum des Leibes, sie haben nicht recht. Sie leugnen nur. Sie haben ihn hergeschleppt aus ihrer Welt; er hat sich an ihre Fersen geklammert. Jeder Samoaner weiß es; einer der neuseeländischen Dampfer, der die Truppenablösung nach den Inseln führte, hat ihn gebracht, von dort ist er übergesprungen.

Unsichtbar kam der furchtbare Geist, wie es sein Wesen ist. Er und seine Boten. Er sendet sie auf geheimen Pfaden nach Aana und Atua. Er schickt sie über den Urwald nach Tuamasaga. Sie laufen schneller als die Boten des Königs um die Ufer der Inseln. Sie springen hinüber nach Manono, nach Savaii. Sie sind in Sapapalai und Salaelua zu gleicher Stunde. Sie sind schneller als der Wind, schneller als die Strahlen der Sonne. Alle bringen Gift, tödliches Gift. Friedlich leben die Bewohner der Dörfer ihren Tag, arbeiten im Tarofeld, flechten Matten, bereiten Kawa, singen, schwingen die Keule, den Speer, fahren zum Riff und greifen die Seegurke; mit ihnen ist der Feind. Er bläst sie an mit seinem Gifte — sie wissen es nicht, sie sehen es nicht. Aber plötzlich werden sie müde. Noch eben lachen sie, schon zieht ein Schleier über ihre Augen. Sie werfen sich auf die Matten, sie husten, röcheln, speien Schleim und Blut; ihr Blut beginnt zu sieden, sie verbrennen von innen her. Sie ersticken.

Beim Morgengrauen reitet einer singend bergan über den Urwald zu seiner lieben Teine. Sie weiß nichts davon. Er will in ihre Hütte kommen wie eine fallende Kokosnuß. Noch ist der Reiter nicht auf der Höhe, da läßt er die Zügel gleiten. Er ist todesmatt. Er sinkt fast vom Rücken des Pferdes hinunter auf den nassen Urwaldboden, zwischen die Farne. Das Pferd bläht die Nüstern, steht und wittert; dann sprengt es davon zu Teine. Sie lacht und streicht dem Roß die bebenden Flanken, spricht mit ihm und schaut blitzäugig umher. Wo er jetzt wohl aus dem Busch hervorspringt? Aber das Laubtor bleibt geschlossen. Die Nacht kommt, der Morgen kommt, der Tag wächst auf und sinkt. Da weiß sie. Sie sitzt

auf dem Rücken seines Tieres und jagt durch die Urwalddichte. Vor der Höhe liegt er regungslos, steif und kalt, seine Hand hält einen Ipu[1]) mit einem Rest faulen Wassers. — —

Unweit Satupuala fährt ein Kanu über das in der Sonne blühende Meer. Die Schiffer singen ihren Bootsgesang. Er wird matter, er bricht plötzlich ab. Dem einen der Männer entgleitet sein Ruder, seine ausgreifende Hand erreicht es nicht, sie ist wie lahm. Er läßt den Kopf hangen. Er kann nicht mehr. Zu Mittag versagt der zweite, am Abend der dritte. Sie wollen an Land. Keiner hat die Kraft mehr, das Kanu über die brausende Riffkante zu führen, das Meer zieht es an sich, trägt es der Unendlichkeit zu. Immer wieder greifen müde Arme aus. In der Nacht begräbt eine hohe Woge das treibende Einboot, deckt ihr schimmerndes Tuch darüber. — — —

Eine Reisegesellschaft zieht ihre Straße. Sie will über Saluafata zu den Verwandten nach Tiavea. Der Schreckgeist der Weißen geht auf leisen Sohlen mit, haucht sie an und lähmt die frohen Glieder. Nur mit Mühe erreichen sie Falifa, das Dörfchen am schönen Meerbusen, wanken ins Gästehaus, stürzen nieder auf die Matten, stöhnend, brennend im Innern. Das ganze Dorf pflegt sie. Am sechsten Tage sind sie alle tot. — —

Die dämonischen Boten sind überall. Es gibt kein Lachen mehr in den Dörfern der Inseln, keine Fröhlichkeit, die ihnen das Leben bedeutet. Nur Wehjammern und Röcheln der Sterbenden, Klagen um die vielen vielen Toten, Verzweiflungschreie hilfloser Seelen.

Der Fōma'i[2]) soll kommen. Er kann helfen. Warum kommt er nicht? Sonst kommt er immer, wo Kranke sind und sagt: ihr könnt euch nicht selbst helfen. Und nun? — Wehe! Der Fōma'i ist zum Narren geworden. Er ist machtlos; auch sein Leib verbrennt. Er liegt sterbend im großen Krankensale der Hafenstadt. Auch der Papalagi hat keine Keule, diesen Dämon zu erschlagen. Die Weißen sterben mit den Goldbraunen. Auch die hochmütigen Halbweißen sterben und die hinterlistigen, häßlichen Chinesen. Überall ist der Schrecken und das Sterben. Verzweifelte flüchten in die kleine Missionkirche. Sie beten. Sie flehen zu dem Gott der Christen. Sie hadern mit dem Gott der Weißen. Sie drohen ihm, sie bespeien seine Stätte, schlagen mit ihren Fäusten die Wände seines heiligen Hauses. Sie sinken hin in ihrem Zorn, vergehen wie abgeschlagene Bäume. Als Sterbende trägt man sie zurück in die Hütten unter den Palmen.

---

[1]) Becher.

[2]) Der europäische Arzt.

Verzweifelt suchen die ausgelieferten Menschen des Meeres und der Sonne den Zorn der Götter zu ergründen. „Muß ich sterben, weil ich zu dem Gott der Weißen mich bekenne?" „Muß ich sterben, weil ich lieber Ball spiele, als zu Misi in die Missionkirche zu gehen?" „Muß ich sterben, weil ich dem Kaiser von Siamani meinen Schwur nicht hielt und dem Häuptling von Neuseeland Treue gelobte?" Es gibt der Vergehen so viele. Der Faifeau muß es wissen, er, der sonst alles weiß. Wo ist er? Er schleicht umher, als sei sein Geist mit Lava verschüttet; wenn man ihn fragt, faltet er stumm die Hände und geht weiter.

Ein Greis höhnt ihn. Er hat sich die Lippen rissig und trocken gebetet. Jetzt flucht er und sagt seiner Sippe vom Taulāitu, vom Priester der Vorzeiten. Der hatte immer die Macht. Er hätte sie jetzt gehabt. Sicher. Aber die weißen Gottesmänner sprachen von Zauber und Aberglauben, unaufhörlich, bis jeder auf den Inseln valea wurde. Heute würde er jedem Taulāitu seine schönen Matten opfern, seine Schweine, ach, seine Wohnstätte. Doch es gibt längst keinen einzigen zaubermächtigen Taulāitu mehr! Der Greis flieht aus der Hütte, in der die Sterbenden wimmern. Er schwingt seine Keule, wirft kopfgroße Lavablöcke ins Leere. Er rauft seine Haare, schlägt sich die Stirne. Sein hoher, mächtiger Leib bebt. Schaum fegt von seinem Munde, und er beginnt zu weinen wie ein Kind.

Es gibt keine Hütte mehr, wo nicht ein Kranker lehnt oder ein Sterbender liegt. Die Inseln der ewigen Sonne sind zu Inseln der schwarzen Schatten geworden. Alle Lebenden trauern. Blutig sind die Augen vom Weinen. Das Weh klagt zum Himmel. Feuerbrände werden erhalten, alle fürchten die Nacht in ihrem Grauen. Die Furcht frißt sich in die Gedärme ein, die Einbildung schwächt die Herzen und macht selbst die Gesunden zu Krüppeln ohne Trieb und ohne Willen.

Jäh ist der große Geschlechterstolz, das eherne Standesgefühl der Hochgeborenen, im Leide zerbrochen. Dahin ist die Unnahbarkeit der hohen Titelhäuptlinge und Sprecher, die Absonderung, der edle Hochmut der schönen Dorfjungfrauen. Nicht einer nimmt mehr die Last von der Schulter beim Vorbeigehen an der Häuptlingshütte oder naht geneigt den Gebietern. Auch die Edlen des Stammes müssen ihren Leib, ihre schönen Matten und alle ihre stolzen Titel lassen. Auch sie brechen zusammen wie morsche Stämme, fiebern gleich dem gemeinen Manne zu Tode; kein Sonderkräutlein wächst ihnen, die im Leben die Sonderung durch das Recht edler Herkunft kennen und über die vielen herrschen und ihre Geschicke bestimmen.

Die Not wächst und findet bald einen Verbündeten: den Hunger; Hunger im Lande des Segens ohne Mühe, Hunger, wo Gott sich allüberall verschwendete. Wer soll das Wasser holen, wer kann noch die Früchte brechen und bereiten, wenn die Glieder sich nicht mehr regen können, wenn das Fieber sie schüttelt?

In den ersten Tagen des Schreckens hat man seine Toten begraben nach den Gebräuchen des Landes; hat jeden Leichnam gesalbt und geölt, ihn in edle Matten gewickelt, hat im harten Lavagestein die Totenkammer gegraben, die Totenfeuer auf dem Malea gezündet und die alten Totenklagen gesungen. Aber der Toten sind zu viele. Man muß eilen, alle in die Erde zu bringen. Man muß sie verscharren, schnell, ohne die gewohnten Gebräuche. Dann sind auch dazu keine helfenden Hände mehr frei. Die Toten bleiben liegen, wo sie fallen, von Fliegen und Käfern bestürmt, indessen ihre Umwandlung beginnt. Die Seelen irren umher, sie können den Weg ihrer Bestimmung nicht finden, den Weg, der von Osten nach Westen über die Inseln geht, dem Fafa entgegen, dem Eingang zum Totenreich. Sie alle irren, ohne Heimat, ohne Ruhestätte, ohne Erfüllung. Das ist der Schrecken aller Schrecken. Gestank erfüllt die übersonnten Dörfer, von denen einst der Wohlgeruch der Blumen und Menschen aufduftete.

Da endlich kommt der Weiße. Er kommt mit seiner Geschäftigkeit, seinem bewußten Willen und seinen griffsicheren Händen, die Toten zu vertilgen. Lastautos rasseln unter den Palmen daher, man lädt sie voll bis zum Rande und fährt die grausige Last in den Busch, abseits in die dunkelste Verborgenheit des Urwaldes. In abgrundtiefe Riesengrüfte sinken die braunen Sonnenkinder, hundert um hundert. Mit der Eile des Entsetzens scharrt man die Erde über das Totenbett, nur eine dünne Schicht, und eilt hinweg. Niemand bemerkt die eine braune lebende Hand, die wühlend hochstößt und auf zum Himmel langt.

Aber auch der Weiße wird nicht Herr über das Furchtbare. Das große Sterben übereilt sein Graben. Berge von Toten häufen sich. Hütten liegen voll Leichen, ungreifbar schon im Chaos der Umwandlung, die Luft verpestend, den Atem stickend.

Seinen Mund fest zugebunden, das Auge verstarrt, sieht der Colonel der neuseeländischen Besatzung von seinem hohen Rosse herab. Er weiß nur noch einen Ausweg. Er gibt Befehl. Die erste Hütte lodert auf, die zweite, ein ganzes Dorf. Beißender Rauch wühlt zwischen den Palmen auf. Nichts als ein Häuflein verkohltes Gebälk bleibt übrig. Der erste Sieg auf den Inseln im Meere ist erfochten.

Bald ziehen Reiterpatrouillen von Dorf zu Dorf, halten in Rufweite und schreien: „Halloh! — Somebody died? Somebody died and not burried?“ [1]). Überall schallt der schauerliche Ruf, überall steigen Flammen empor, alles verzehrend, die toten Menschen und die schönen Heimstätten zwischen den Palmen und Bananen, den rundformigen Mango- und schattenspendenden Brotfruchtbäumen.

Eines Mondes Dauer währt das Entsetzen. Dann weicht der Dämon. Die Lebenden sehen sich. Du bist. Und du. Aber der ist nicht mehr. Und die ist nicht mehr. Hundert, tausend, Tausende fraß der Dämon aus dem Lande der Weißen.

Infolge einer beispiellosen Fahrlässigkeit des neuseeländisch-englischen Administrators Robert Logan wurde im Jahre 1918 die spanische Influenza, eine besonders gefährliche Art der Grippe, in Samoa eingeschleppt und tötete in kurzer Zeit etwa den vierten Teil der Ein geborenen.

Ein Gespräch

Die Nacht ist gekommen und ihre Stille. Nur das Zirpen der Grillen schwingt noch auf und ab. Und ein schweres Tosen schluchzt zuweilen, die Brandung am Riff. Hie und da flackert noch ein Lichtschein verglimmenden Feuers hinter durchlässigen Jalousien, tönt noch ein Wort. In den meisten Hütten liegen die Menschen schon auf ihren Matten und schlafen. Der Nachthimmel deckt die Dorfschaft wie eine Glocke von gleißendem Licht. Es ist hell wie am Tage. Nur die Dunkelheiten der Büsche und Baummassen sind tiefer, die Schatten der Stämme und Hauspfosten schärfer und blauer, und das Licht liegt weißlicher und milder auf allem. Man sieht den Mond nicht. Die gigantischen Wipfel der Fykusbäume verbergen ihn. Aber sein Licht umzeichnet das Zickzack der Palmwedel mit silberner Spur, es tröpfelt durch die Wipfel, und wo es einfällt, entsteht ein silbriges Leuchten. Es vertieft die Glut aller Farben. Wie brennende Blutmale glühen die roten Blüten im Gesträuch, und die hellen Stämme der Palmen stehen wie gläserne Säulen. Sie umrahmen die Silberweite des groß atmenden Meeres, aus dessen Ferne weichlinig blaudunstige Kuppeln aufsteigen: die Geschwisterinseln Apolima und Savaii.

---

[1]) Hallo! — Ist jemand tot? Ist jemand tot und noch nicht begraben?

In einer Hütte sind die Jalousien noch offen. Zwei Greise lehnen an den Hauspfosten und halten Zwiesprache, Aulia und Sauni, die Dorfältesten und Häuptlinge des Sprengels. Die Helle der Nacht und die Unruhe in ihrem Innern hat die beiden Alten wachgehalten.

Die nächtliche Stille hat ihnen Gedanken gelockert, die das Sonnenlicht des Tages nicht vertragen, die nur in der Dämmerung aus den Untergründen des Bewußtseins aufsteigen, scheu wie Nachtvögel, und die nur ausgesprochen werden können vor feinen Ohren und verschwiegenen Sinnen. Beide Männer haben die Weisheit des Schweigens und das Erraten der Gedanken. Und so sagt Aulia, der Bewegtere der beiden, zu seinem Vertrauten: „Gib mir deine Gedanken, Sauni, daß ich dir tragen helfe an ihrer Bürde".

Sauni schweigt. Aulia wartet in Geduld. Er weiß, daß ihm Antwort wird. Er schaut auf das Gesicht Saunis, dessen edel geformte Glieder in der Verschattung des Hüttendaches golden glühen; nur auf der Höhe eines Schenkels liegt heller Schein, rund und platt, wie eine weiße Schale. Endlich öffnet Sauni seine Lippen und, wie aus Ewigkeiten kommend, entgleitet es seinem Munde: „Samoa uma!"[1]). Die Worte klingen wie ein Gesetz, dem nicht zu widersprechen ist.

„Samoa uma!" Aulia wiederholt, aber seine Stimme vibriert, sie schwingt um eine Tonlage höher. Seine Worte schließen nicht ab, sie lassen ein Fragen zu, ein Bedenken.

Dies veranlaßt Sauni, sich dem Vertrauten näher zu begründen. Er zögert noch. Dann sagt er gedämpft, aber mit der gleichen Kraft der Überzeugung: „Wem der Tavau[2]) beim Regen in die Augen fällt und er entfernt ihn nicht, dem zerfrißt der Wurm das Auge und nimmt ihm die Kraft zu sehen."

Aulia streicht mit der Hand über seine spröđhäutige feste Stirne. Er muß lange sinnen. Dann begreift er und enthebt die Worte des Freundes ihrer verhaltenen Bildlichkeit. „Oh, Bruder, so meinst du denn, daß ein Tavau im Fleische Samoas nagt und es schwach macht?"

„Das Fleisch ist stinkend, und nie nie mehr wird der Tavau daraus zu entfernen sein." Saunis Worte klingen ehern.

Aber Aulia begnügt sich nicht. „Was ist dies, das du den Tavau im Fleische Samoas nennst?" fragt er und gibt sich im gleichen Augenblicke die Antwort selber. Sie springt wie ein Speer aus seinem Munde: „Du meinst den Papalagi".

---

[1]) Samoa ist zu Grunde.

[2]) Ein kleiner, derber Blutegel.

Sauni bewegt sein graues Haupt und peitscht den Lichtteller auf seiner Schenkelhöhe mit dem Fliegenwedel.

„Und du machst keine Unterschiede?“ fragt Aulia.

„Nein. Sie alle sind eins. Wie sie auch heißen, woher sie auch kommen. Sie alle haben die große Lust, sich an uns und unseren Inseln festzusaugen wie der Tavau im Auge des Menschen.“

„Bruder, lasse dein Herz nicht ohne die Sonne der Gerechtigkeit sein. Vergiß nicht die großen Gaben des Papalagi!“

„Sprich nicht von Gaben, Aulia! — Sie liegen in tiefen Schatten und geben keine Freude mehr. Denn in jeder sitzt der Tavau des Papalagi. Er hat sich tief in unser Land eingefressen, hat es zu seiner Hütte und Speise gemacht. Er sitzt mitten darinnen, und wir müssen zusehen, wie sein Leib stark wird und der unsere schwächer. Glaube mir, Bruder, alle Ehren, die der Papalagi uns gab und gibt, gelten nicht uns und unserem Herzen, sondern allein den Gaben unseres Landes. Er trägt sie in seinen großen Schiffsbäuchen davon in seine ferne Heimat. Er hat unser Land ganz zu dem seinen gemacht. Er behandelt uns darinnen wie Fremdlinge, nicht wie die Besitzer dieses Landes. Er nahm uns unsere Könige und entführte die hohen Häuptlinge, die seinem Willen nicht gehorchten. Er nährte unsere Stammesfehden mit dem Gift seiner Zunge, mit Waffen und Drohungen und ließ uns einen König, der doch kein König mehr ist. Er fordert von uns Dienste und Abgaben und möchte auch uns mit seiner Habgier tatauieren. Weil wir keinen Anruf in uns verspüren, Straßen auf den Inseln zu bauen, weil wir Genüge haben und mehr Freude empfinden an unseren umbuschten Pfaden, weil wir keine Gärten pflanzen und unsere Hände nicht leihen ihrem Eifer, weil wir nur arbeiten, wenn die Lust uns ankommt und keinen Sinn darin finden, nur um des Tupe willen zu leben wie sie allesamt, weil wir leben, singen und tanzen wollen in der Sonne, die Tagaloa uns schenkte — deshalb verachten sie uns und nennen uns hinter den Büschen und wenn sie alleine beieinander sind ‚Kanaker‘. Ein Wort, voll bis zum Rande gefüllt mit ihrem wahren Empfinden, ihrem Abscheu. Selten, o Bruder, fühlte ich die Liebe im Auge eines Papalagi; es sucht nicht, es umfaßt nicht, es lastet und droht und fordert und herrscht, und oft machte es mich frieren, da ich hineinschaute. Und so auch, wenn er seine Gaben reicht. Ich sah immer den Tavau hinter diesen Blicken lauern. Und, Bruder, sage, gab er mir oder dir, gab er einem der unseren irgendeine Gabe, der wir nicht entraten könnten, die unser Leben wirklich arm und sonnenlos machte, wenn wir sie nicht besäßen?“

Diese Frage benutzt Aulia, den Redenden zu unterbrechen. Er neigt sich ihm zu und spricht hastend die Worte: „Wohl, Sauni,

verzeihe mir, daß ich deine Gedanken aufhelle, die deine Bitternis blind macht, es gibt eines, dem viele im Volke nicht mehr entraten möchten. Und das wir nur dem danken, den du schmähst, von dem du nur die Schatten siehst, die dir zu viel Kühle bringen."

Saunis Lippen umspielt ein Lächeln. Aulia sieht es, da der Häuptling sich im gleichen Augenblicke vorneigt in die Helle der Tropennacht. Sauni lächelt, ohne sein Erstaunen merken zu lassen. Er flüstert ein dumpfes ungläubiges: „I Joe", während seine Blicke dem Flug einer See-Eule aufmerksam folgen.

Da Sauni schweigend bleibt, auch als sein Rücken wieder am Pfosten lehnt, sagt Aulia, nicht ohne Feierlichkeit: „Der Papalagi hat uns das Licht gebracht". Und er beobachtet aufmerksam die Wirkung seiner Worte. Da auch diese Sauni nicht zu einer Zustimmung bringen, wiederholt er und hebt seine Stimme: „Der Papalagi hat uns das Licht gebracht!" Dann schweigt und wartet er. Da aber keine Entgegnung von Saunis Lippen sich aufmacht, fährt er fort, den Bruder zu belehren: „Sauni, du weißt, es gab eine Zeit, da unser Herz noch nicht die große Liebe kannte und unsere Ohren taub waren für das Wort Gottes. Erst der Papalagi führte uns zu Gott und lehrte uns ihn lieben. Wir verehren ihn darum als den Bringer des Lichtes, als den Sprecher des großen Geistes, den der Weiße Gott nennt." Aulia hält inne. Er wartet.

Sauni seufzt und sagt müde: „Ich dachte es, Aulia, daß du mich an die Gabe des Evangeliums erinnern würdest. Doch auch dieses ist eine große Blendung. Du, wie so viele unserer Brüder, bist irre geworden in der Stimme deines Blutes, die Zunge des Missionars hat dich taub gemacht, in dich selbst hineinzuhorchen."

In Aulias Augen springt ein großes Erschrecken und voll innerster Spannung legt er seine Hände auf die des Freundes, als die dringliche Bitte sich ihm schnellstens zu offenbaren.

Sauni aber zögert noch und sagt: „Du weißt, ich liebe nicht das Reden über Dinge, die unausgesprochen wahrer sind, die Worte nie sichtbar machen können, die nur das Blut weiß und erkennen kann. Und so ist Trauer in mir, schon daß ich zu dir reden muß mit meinem Munde. So nimm meine Worte denn nur als eine Brücke zu dir selbst."

Aulia nickt und sieht Sauni dankbar an, aber sein Kopf ist vogelgleich vorgereckt in hochgespanntester Erwartung.

Herb und hart klingt jetzt Saunis Stimme und voll Bitterkeit geladen, da er also fortfährt: „Das, was der Missionar das Evangelium nennt, ist für uns eine falsche Speise, die uns krank gemacht und alles in uns vergiftet hat, was uns von den Zeiten her heilig war. Das Volk hat sich in Torheit von dieser Speise verlocken las-

sen, weil man sie ihm reichlich fettete mit dem Ölglanz des Wortes. Es hat nur dieses gehört und nicht auf die Stimme des Blutes. Und so wurde diese stiller und stiller, bis sie ganz verstummte. Und dies ist das Schlimme, daß nur die Wenigsten von uns ihr Kranksein erkennen. Ihre Sinne sind lahm geworden von zu tiefem und zu langem Tauchen in die ölige Wortflut des weißen Mannes."

Jetzt rückt Sauni dem Freunde näher und in seine Augen tritt ein hohes Leuchten. „Aulia, hast du denn wirklich das große Sehnen vergessen, das allem Sichtbarkeit gab, ihn den Gott unserer Väter, Tagaloa? Ihn, der unsere Inseln schuf in der blühenden Vollkommenheit, daß sie mit allem, was auf ihnen lebt, einem großen klingenden Liede gleichen, in dem es auch nicht einen falschen Ton gibt, ein Lied, das mein Herz aufjauchzen macht und es mitsingen läßt zu jeder Stunde. Kaum wage ich es, mit diesem unserem ureigensten Gotte im gleichen Munde zu nennen jenen Gott der Christen Jeova. Denn dieser ist ein armer und ein schwacher Gott verglichen mit Tagaloa. Die Welt, welche er schuf, war kein Lied, sondern ein Unvollkommenes, eine Hütte ohne Dach, ein Halbes. Erst Keriso [1]), der Sohn Jeovas, mußte seines Vaters Haus ein Dach geben, mußte seines Vaters Schwäche stützen. Wie kann ich einem schwachen Gotte meine Seele schenken? Der Missionar sagt, wir sollen an ihn glauben, um gut zu sein. Auch das ist tantalatata [2]). Sag du, Aulia, sind unsere Brüder denn besser geworden, seit der Missionar das Volk ölte mit seinem Wort? — Die meisten sind nicht mehr Brüder und Schwestern der Schöpfungen, die hervorgingen aus dem großen Sehnen, und ihr Denken ist nicht mehr das Denken, so von Ewigkeiten her über den Wassern schwebt. Es ist klein und wirr und angepflockt an die Nähe. Es zielt und trifft nie mehr über die Meere in die Unendlichkeiten."

Sauni hält einen Augenblick inne, wie wenn der Schmerz ihm seine Zunge bände. Diesen Einhalt benutzt Aulia zu dem schnellen Einwurfe: „Dennoch, Sauni, ist ein Gott ein Gott, den ich nicht sehe? Der Missionar hat uns seinen Gott vor Augen gestellt, daß ich ihn vor mir sehe so nahe wie dich, aber Tagaloa sehe ich nicht."

Als hätte Sauni diesen Einwurf gewußt, nimmt er die Rede wieder an sich und sagt nicht ohne Stolz: „Ein Gott, den ich sehe wie ein Mensch, ist kein Gott. Möchtest du die Hoheit Tagaloas herabgewürdigt wissen in die glatte Nähe des Auges und der Zunge?"

„Sauni, ich merke du erschrickst über meine Verirrung. Aber

---

[1]) Christus.

[2]) Geschwätz.

ich sehe Licht in mir werden an deinen Worten", sagt Aulia und neigt seinen Kopf, als sei er geprügelt und gedemütigt.

Sauni sieht es, doch er schont den Freund nicht. „Dein Denken zeigt, daß du das gesegnete Land deiner Ahnen verlassen hast. Sonst würdest du deinen Gott sehen, dort wo er ist. Nie zeigte sich Tagaloa anders als in unserem unverlierbaren Wissen von Ehre und Pflicht, in der Treue und Reinheit unserer Sitten, in unserem Wissen um das Schöne und Singende. Und — so sollte er Blut in dir, in mir, in uns allen sein."

Jetzt unterbricht Aulia Sauni und sagt: „Wissender Freund, gib meinen Gedanken Zeit, deine Worte zu ordnen. Ich fühle aus dir die Wahrheit fließen, und ich will sie aus deinen Händen nehmen und in mein Herz bergen, daß es stark werde wie das deine."

Und also lehnen die beiden stumm an ihrem Pfosten. Der Mond treibt über das Meer. Er liegt im schwimmenden Blau der Nacht eingebettet wie eine leuchtende Himmelsblüte. Die Schatten sind gewandert, Saunis Leib ist jetzt zur Hälfte mit milchweißem Lichte bemalt. Das Hüttendach durchschneidet die Gestalt mit scharfem Schattenblau oberhalb der Schultern. Es sieht aus, als ob des Häuptlings Leib keinen Kopf trage. Sauni fröstelt. Er schließt die Jalousie, der Bergseite zu, von wo nächtliche Kühle herabweht, rückt in das Innere der Hütte und hockt sich auf einen Mattenberg an einem der großen Trägerpfosten, Aulia gegenüber. Nachdem er zu gutem Sitz zurechtgefunden und eine Selui gezündet hat, fährt er in seinen Gedanken also fort: „Aulia, ich sage dir dies aus dem Denken meiner schweren Nächte: Der Papalagi hat uns von uns selber fortgelockt. Und daran zerbricht mein Herz. Es gibt im Leben keinen größeren Schrecken, als herumzugehen mit einem angehängten falschen Schmucke, der kein Schmuck ist, sondern nur Not und Schande. Und so ist große Trauer in mir, daß ich sehe, wie unsere Brüder das Land unserer Seele verließen in großen Scharen. Wie die Hibiskusblüte verwelkt, wie die Koralle zerfällt, so zerfallen unsere Geschlechter, zerfallen am Gifte des weißen Mannes, das er seine Heilslehre nennt. Ich freue mich, daß mein Grab gerichtet ist, daß ich nicht mehr Zeuge sein muß, wie Tagaloas Gedanken immer unreiner werden. Aulia, zweifelst du noch an der Wahrheit meiner Worte? Fühlst du nicht, wie Dunkelheit über uns zieht und alle Lichter erlöschen? Finsternis sehe ich selbst zur Stunde der Sonne. Ich sehe nichts als Gewölk und Schatten und höre nichts als das Flügelschlagen der fliegenden Hunde und das Schreien der Eulen. In einem Lande, wo der Mensch seinen Gott verriet, ihm untreu wurde, wird nie mehr das Licht leuchten. Bruder, begreife die Klage meines Herzens. Samoa uma!"

Und nun ist das Schweigen bei Aulia. Er zieht sein Lendentuch hoch über den hageren bebenden Leib, er läßt seinen Kopf hängen, er verharrt lange stumm. Dann sagt auch er müde: „Samoa uma"!

Nochmals nimmt Sauni das Wort, und es hat brennende Dringlichkeit: „Bruder, lasse die Worte dieser Nacht zwischen uns bleiben. Zwischen uns alleine. Sie sind schwerer zu ertragen wie das Gift von der Leber des Haies; wer sie schmeckt, dessen Todesmatten müssen gerichtet sein. Solches Wissen ist keine eßbare Frucht für das Leben, es ist die Frucht, welche die Seele aushöhlt und tötet. Darum verberge sie in deinem Herzen, daß nicht die davon naschen, denen das Leben gehört, das Licht, die Sonne und die Freude: unsere Brüder und Schwestern, unsere Kinder und Kindeskinder. Sie mögen in dem Traum des Lichtes froh bleiben und ihre Tanzgürtel fallen lassen, wenn es Nacht ist."

Noch lange sitzen die beiden Häuptlinge stumm einander gegenüber. Aulia kämpfend mit dem Brande, der in seine Seele fiel, Sauni um ein kleines erlöst durch das Bekenntnis seines Herzens. Längst sind die Grillen verstummt, als beide die Hütte dichten und ihre greisen Häupter auf die Matten sinken, gedankenschwer, müde, aller urtümlichen Erdverbundenheit beraubt.

Ende

Wo finde ich weiteres Schrifttum?

Jeder, der dieses Buch über den Untergang eines reinen, gesunden, gottnahen Volkes gelesen hat, wird es nicht ohne innere Erschütterung aus der Hand legen. Wer den Ursachen solchen Unterganges weiter nachgehen will, der greife zu den nachgenannten Büchern und Schriften, die ihm die inneren Zusammenhänge des Weltgeschehens und das Geheimnis der Volksseele und Menschenseele aufzeigen und in ihrer Gesetzmäßigkeit erkennen lassen. Denn aus diesem einen Beispiel können wir viel lernen für die eigene Volkserhaltung und Seelengesundheit, Lebensfrische und Abwehrkraft. Wir erkennen, daß jeder Rasse, jedem Volke als Rassepersönlichkeit eine ganz bestimmte Art des Gotterlebens eignet und aus dieser im Erbgute verankerten Grundlage sich sein ganzes Leben gestalten muß in der „Einheit von Blut und Glauben, Kultur und Wirtschaft".

Auf den Untergang der Samoaner weist Frau Dr. Mathilde Ludendorff in ihrem Werke „Die Volksseele und ihre Machtgestalter" auf S. 21 u. a. hin; dieses Werk zeigt die Gesetze der Volksseele und die Entstehung der Rassen auf. In der kleinen Schrift „Verschüttete Volksseele" enthüllt sich uns an Beispielen aus einem anderen Lande, Afrika, wie die Fremdlehre Christentum bei den Negern die Volksseele verschüttet. Wir bekommen eine Vorstellung, wie es einst unseren Ahnen ergangen sein mag, die auch in der Einheit von Blut und Glauben als gesundes starkes Volk lebten und durch das Christentum in ihrer Lebenskraft getroffen wurden. Deutsche Gotterkenntnis und Erkenntnis der wahren Feinde werden unser Volk vor dem Untergang retten und anderen Völkern gegenüber vertieftes Verstehen und Achtung ihrer Eigenart bringen, das „Gottlied der Völker" begreifen lernen.

Wir werden auch begreifen lernen, daß ebenso wie der artgemäße Glaube auch die artgemäße Sittlichkeit im Blute liegt. Gerade in diesem Buche von den „Lichtbringern" erleben wir, wie sittlich und rein diese heidnischen Naturkinder dem Geschlechtlichen gegenüberstehn im Gegensatz zu den christlichen Europäern. Wie auch ihre Wirtschaft die Sittlichkeit ihrer Rasse verkörpert und fern jeder Ausbeutung steht. Die Auseinandersetzung mit christlich-europäischer Sittlichkeit und Wirtschaftgestaltung führt zu jenen tragischen Schicksalen, wie sie uns in der Geschichte von „Fatu" berichtet sind. — Ein Bildwerk über Samoa hat Erich Scheurmann selbst herausgegeben; es enthält prächtige Bilder von Land und Leuten, aus denen die Reinheit und Natürlichkeit selbst sprechen.

Das Buch „Die Lichtbringer" — vor etwa 15 Jahren schon geschrieben aus persönlichem Erleben in Samoa — bestätigt die ernsten und göttlichen Gesetze der Volks- und Rassenseele und die Gefahr und Untergang bringende Wirkung einer Fremdlehre. Der Leser wird nun ein größeres Verständnis für die Werke aufbringen, die auf den nachfolgenden Seiten genannt sind.



